

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



Die letzte Stunde ist zerronnen,  
Die Glocke kündigt Mitternacht;  
Ein neues Jahr hat nun begonnen,  
Das Werk des alten ist vollbracht.  
Ernst ist der Augenblick, die Feier —  
Du blickst zurück auf Freud' und Leid,  
Wer lüftet ihren dunkeln Schleier,  
Was bringt sie dir, die neue Zeit?  
Du fragst! — Was dich auch mag bewegen,  
Verzage nicht auf deinen Wegen!

Und hat dein Herz auch oft gezittert  
Das Jahr hindurch, in Sturm und Wind,  
Und war dein Leben auch verbittert  
Und freudenleer, o Menschenkind,  
So daß dein Auge nur verdrossen  
Geblickt in die bewagte Zeit,  
Und kalt dein Herz sich hat verschlossen  
Für Liebe, Glanz und Herrlichkeit —  
Zu dieser Stunde laß es offen  
Und gieb ihm Kraft und neues Hoffen!

Blick' nicht zurück! — Was du gelitten,  
Gehört nicht an mehr dieser Zeit,  
Und wie du auch gekämpft, gestritten,  
Tilg' alles aus — vergiß es heut!  
O glätte sie, die letzten Falten,  
Die auf der Stirne noch zurück,  
Und hadre nicht mehr mit dem Alten  
Und nehme teil an Freud' und Glück!  
Erwach' aus deinem düstern Traume  
Und blicke auf zum Sternenraume!

O säume nicht! — Kannst du es wissen,  
Ob bald die Lippe nicht erbleicht,  
Die jetzt noch scherzen darf und küssen  
Und zu dem Schönen sich noch neigt?  
Das Herz, mit dem du noch darfst lieben,  
Kann es nicht plötzlich stehen still?  
O schätze, was dir noch geblieben  
Und nimm dein Los, wie Gott es will!  
Vollkommen ist kein Glück hienieden —  
Sei auch mit wenigem zufrieden!

So laß die Zukunft sich entfalten  
Und richte auf die Stirne hoch,  
Und wische aus die finstern Falten,  
Die dir der Ernst des Lebens zog.  
Teil' mit den Alten alte Freuden,  
Und mit den Jungen junges Glück,  
Wie einst, als dich in sel'gen Zeiten  
Bestrahet noch ein Mutterblick!  
Als noch dein Herz glich dem Juwelle:  
Dem Frieden einer Kindesseele!

Entfliehn auf unsichtbarem Flügel,  
Wird auch dies Jahr mit Freud' und Leid,  
Und nichts als der Erinnerung Spiegel  
Bleibt dir zurück aus Raum und Zeit.  
Drum nütze, was dir Gott gegeben,  
Genieße, was dir bringt das Glück,  
Gestalte, wie du kannst, dein Leben  
Und nimm zufrieden dein Geschick.  
Lern' Glück besitzen, Glück vermessen,  
Und halte rein Herz und Gewissen!

So harre aus und kämpfe weiter  
Mit neuem Mut im neuen Jahr,  
Und sei ein ungebeugter Streiter  
Im Kampf des Lebens immerdar.  
Bau' nicht auf deines Nachbars Stärke,  
Geht auch dein Schifflein nicht mehr flott,  
Sei stark und fest in deinem Werke  
Und hilf dir selbst — dann hilft dir Gott!  
Sei klein im Glück und groß in Sorgen —  
So sei begrüßt zum Neujahrsorgen!  
Mannheim. Heinrich Unger.

Die Ansiedler.  
Von Balduin Möllhausen.

1.



Wenn der Herbst seinen Einzug gehalten hat, scharfe Nachtfröste das letzte Grün töteten, trübe Tage und raube Nächte den Altweiber-Sommer verdrängten, dann rücken die auf der Grenze hausenden Ansiedler des westlichen Nordamerica näher zusammen. Die Abende sind ja so lang, und da

versammeln sich die nicht durch allzugroße Zwischenräume voneinander getrennten Nachbarn bald bei diesem, bald bei jenem, um in gemeinschaftlicher Arbeit und heiterem Geplauder die Zeit vor dem flackernden Kaminfeuer zu verbringen und gewöhnlich erst um Mitternacht, wieder alle hoch zu Ross, Männer und Weiber, sich heimwärts zu wenden. Da spielt dann einer die Geige, während beim Abschälen der Maiskolben die harten Körner in die aufgestellten Gefäße klappern; ein anderer singt ein Liedchen, wieder ein anderer erzählt haarsträubende Geschichten aus der Indianerzeit, und dazwischen spinnen sich geheimnisvoll unsichtbare Fäden zwischen jungen Herzen hinüber und herüber, die häufig in einer lustigen Hochzeit ihren Abschluß finden. Einfach genug geht es auf solchen Hochzeiten her, obwohl jeder gern das Beste bietet, was er zu kisten vermag; die Hauptfestlichkeit aber fällt in die Tage, an welchen es gilt, das junge Paar unter Dach und Fach, oder vielmehr zwischen die Blockwände zu bringen und es durch entsprechende Beiträge an Lebensmitteln für die nächste Zeit gegen materielle Sorgen sicherzustellen. Denn die auf der äußersten Grenze der Civilisation lebenden Ansiedler bilden distriktweise gewissermaßen große Familien, die Freud und Leid miteinander teilen, nicht nur sich gegenseitig gern helfen und unterstützen, sondern auch die gemeinsamen Rechte wahren und so lange wie irgend möglich Advokaten, Pfaffen und sonstiges den Frieden störendes Lumpengefinde fernhalten. Den neu zuziehenden Ackerbauer heißt man dagegen herzlich willkommen, und durch Rat und That wird ihm schon am ersten Tage bewiesen, daß er sich und die Seinigen als Mitglieder der Familie betrachten darf. Unter solchen patriarchalischen Verhältnissen ist es nicht zum Staunen, wenn bei den abendlichen Zusammenkünften

ein überaus vertraulicher Ton vorwaltet und nicht jemand denselben fern bleibt.

Heute, an dem rauhen, nebelseuchten Herbstabend, indes die Gelligkeit durch den verdeckten vollen Mond erhielt, war großes Maisfören bei Mendrit, einem eisenharten alten Farmer, der mit zu den Besten der Landschaft gerechnet wurde. Was zu einer solchen Abendunterhaltung erforderlich, war denn auch rechtzeitig besorgt und geordnet worden, sodas die eintreffenden Gäste in dem größeren Raume der zwei Zimmer umfassenden Blockhütte nur auf den einfachen, festgestellten Platz zu nehmen brauchten, um sofort dem jedem erreichbaren Maisvorrat zwei Kolben abzugreifen und sie durch kräftiges Aneinanderreiben der haftenden goldgelben Körner entkleiden zu können. Nicht spendete das flackernde Feuer in dem kleinen Kamin; zugleich sott an demselben in großen Schalen ein guter Kaffee, und was außerdem zu einem vorzüglichen Schmause erforderlich; warmes Malzkorn-Sirup und gebratener Speck, das dampfte und gäherte in verdeckten Tiegeln und harrte nur darauf, von der Hausmutter, einer stattlichen älteren Farmcefrau, nachdem Freunde und Bekannte eintrafen, herumgetragen zu werden.

Die Hälfte der erwarteten Gäste war bereits anwesend. Mit dem Beginn der Arbeit überreichte man sich indessen nicht, indem es zunächst galt, den Mund zu erfrischen, mancherlei Fragen auszutauschen und über dieses oder jenes die Ansicht des alten Mendrit einzuholen. Und Mendrit zeichnete sich ja vor allen Nachbarn durch eine gewisse entscheidende Sicherheit im Urtheil aus, nicht minder aber durch eine Tochter, von welcher man allgemein behauptete, und mit Recht, daß sie die schönste Mädchen weit und breit sei. Das einzige was man an ihr tadelte, war, daß sie trotz ihrer dreizehn- und vierzig Jahre noch ledig, was um so erstaunlicher war, in der ganzen Landschaft sich schwerlich ein junger Mann befand, der es nicht als ein Glück gepriesen hätte, heimlich mit der schönen Esther einen neuen Heirathsbegründen zu dürfen. Weshalb sie jeden, der einen Antrag auf der Jungfrau erwich, noch bevor sie gesprochen hatte, die letzte Hoffnung raubte, wußte sie selbst nur allein. Manche raunten sich zu, daß eine unglückliche Liebe zu Grunde liege, andere meinten, daß ein ehelicher Farmerbursche ihr nicht gut genug war, sie höher hinaus wolle; dagegen waren alle darin einig, daß Esther vor vier Jahren nicht nur das schönste, sondern auch das lebenslustigste Ding gewesen, dann aber aber plötzlich wie ein böser Geist über sie gekommen sei und seitdem habe sie nicht mehr nach Mädchenherzlich gelacht. Doch auch in andern Dingen unterschied sie sich seitdem von den Nachbarsweibern. Abgesehen von ihrem ersten, beinahe finstern Weib, sah man sie oft mit der Büchse ihres Vaters auf dem um Truthühner oder einen Hirsch zu schießen, was wenn andere Mädchen nach den Tönen einer ledigen gespielten Geige die Füße hoben, dann sattelte sie gleichviel zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht, das beste Pferd ihres Vaters, um in tollerem Ritt die abgelegene Nachbarschaft zu durchstreifen. Ihre Eltern, obwohl nicht einverstanden mit solchem Gebaren, hatten sich indessen allmählich an dasselbe gewöhnt und es bald aufgegeben, sie andern Sinnes zu machen, zumal sie ihnen stets treue kindliche Anhänglichkeit bewies, im Hauswesen ihnen eine rechte Stütze war und sich sogar an der Erziehung ihrer jüngeren Geschwister und mit dem besten Erfolg obenein theilte.

Wie die eigenen Angehörigen, waren auch Freunde Bekannte mit ihren Seltsamkeiten vertraut geworden. Es wunderte sich daher niemand, bei seinerkunft sie nicht vor dem Kamin beschäftigt zu finden. Er fragte auch keiner nach ihr, wohl wissend, daß ihre Neugierde unbefriedigt geblieben wäre. Wußte sie ihre eigene Mutter nicht, was sie bei dem feuchten Wetter noch außerhalb des Hauses hielt. Und es war sie nicht weit. In dem stallartigen Schuppen den Pferden befand sie sich. Dort hatte sie längere Zeit das Haupt auf Arme und Kniee gestützt, auf der Futterkiste gesessen und vor sich niedergestarrt. Am erst, als sie meinte, daß genug Gäste amwesend,

ihre Nichtbeteiligung den Gesprächen wenig auffällig erscheinen lassen, war sie langsam über den dunklen Hof der Hausthür zugeritten. Bevor sie diese erreichte, trat ihr ein Mann entgegen, den sie einbar schon seit einiger Zeit erwartet hatte. Die Unkenntlichkeit verkleidete seine Züge wie die Thiers; war diese aber nehm hoch und kräftig wachsen, so erschien sie ihm der breitschultrigen Gestalt gegenüber, einmal bei der unbestimmten Beleuchtung, noch so groß und achtunggebietender.

Mit kurzem Gruß stellte sie an ihm vorüber ins Haus hineinreiten, als er ihr abermals den Weg vertrat. „Ester,“ redete er sie gleich mit gedämpfter Stimme an, „laß mich einige Worte mit dir reden; denn diese Ungeheuerheit ertrage ich nicht länger. Von Jahr zu Jahr hast du mich verachtet; geduldig habe ich gewartet, wenn auch mit zerissenem Herzen; ich habe dir bewiesen, daß



Mit kurzem Gruß wollte sie an ihm vorbei ins Haus hineintreten, als er ihr abermals den Weg vertrat.

treu zu dir halte, durch nichts in meiner Liebe zu dir beirrt werden kann, und daß ich wohl das Recht, die Frage, welche ich vor einem Jahr an dich stellte, die ich seitdem mehrfach anregte, heute noch einmal mit heiligem Ernst zu wiederholen.“ „Was antwortete ich dir, so oft du mich fragtest?“ „widerte Ester mit ihrem tiefen wohlklingenden, jedoch keine eigentümliche Kälte bergenden Organ. „Du dachtest nicht ans Heiraten, erklärtest du,“ entgegnete der Mann zögernd, „du wollest ein bestimmtes Ereignis abwarten, und so gingen vier Jahre dahin, rauber Jahre für mich, Jahre finstern Brütens für dich, statt daß wir beide aufgelebt wären zu Lust und Freude wie damals, als wir noch als Nachbarkinder nicht viel Stunden des Tages eines ohne das andere verbringen konnten.“

„Wohlan denn, Ruben,“ versetzte Ester ruhig, „auch heute lautet meine Entscheidung nicht anders. Mir liegt so wenig am Heiraten wie einem von der Art gefällten Hicorybaum, dem's gleichgültig, in wie viele Stücke er zerfällt und gespalten wird. Das Ereignis aber, dessen ich erwähnte, ist noch nicht eingetroffen.“ „Du wartest auf jemandes Heimkehr?“

„Wessen Heimkehr sollte mir Sorge bereiten?“ „Das weiß ich nicht; kenne ich doch niemand, der von hier fortging; aber es durchstreift manchmal dieser oder jener unsere Landschaft, Feldmesser, Kettenträger und Jäger, und die sind schnell bereit, einem unbescholtenen Mädchen die Ruhe zu rauben.“

„Was meinst du damit?“

„Ich möchte wissen, ob du dich einem andern versprochen hast; ja, Ester, das sage mir wenigstens, und wenn er dich schmüde hinterging, will ich, dein ältester und treuester Freund, ihn an seine Pflicht erinnern.“

„Meinst du, ich würde mich jemand zu eigen geben, der an die Erfüllung eines Ehevorsprechens gemahnt werden müßte?“ fragte Ester auslobernd, „damit du indessen nicht falsch urtheilst, erkläre ich ausdrücklich, daß ich vollkommen frei, weder durch mein Wort an jemand gebunden bin, noch eines andern Gelöbniß entgegennahm.“

„Was hindert dich denn, wahr zu machen, was wir als Kinder wohl hundertmal verabredeten, was deine Eltern gewiß billigten und wodurch meine Farn, die seit dem Tode der Eltern verwaiste und verfiel, wieder zu neuem lustigen Blüten gebracht würde?“

„Was mich hindert?“ fragte Ester nachdenklich zurück. Sie säumte einige Sekunden und fuhr fort: „Wohlan, ich will dir's eingestehen — ja, es ist besser, wenn alles klar zwischen uns; vielleicht, daß es dir dennoch gelingt, das aus dem Wege zu räumen, was feindlich zwischen uns schwebt.“

Aus ihren letzten Worten klang eine Gehässigkeit hervor, welche Ruben ebensowohl auf sich selbst wie auf den angedeuteten Umstand beziehen konnte. Bevor sie aber weitersprach, tönten aus der Nachbarschaft muntere Stimmen und der Hufschlag scharf getriebener Pferde herüber.

„Da kommen Gäste,“ hob sie nach kurzem Sinnen an, „sie brauchen nicht zu erfahren, was wir miteinander verhandeln, brauchen keinen Anlaß zu Nachreden zu finden, und was ich eben beschlossen habe, dir anzu-

sündigen, das muß jetzt herunter von meiner Seele. Folge mir in den Garten; dort stört uns niemand, und mit zwei Worten ist's ja nicht abgemacht."

Sie kehrte sich ab, und durch ein Pfortchen tretend, gelangte sie auf die Rückseite des Hauses, wo sie alsbald zwischen Strauchwerk und Maisstrohanhäufungen verschwand. Ruben folgte ihr auf dem Fuße nach. Esthers letzte Mittheilungen hatten ihn offenbar tief erregt, irgend welche Befürchtungen in ihm wachgerufen; denn er prallte förmlich vor ihr zurück, als sie plötzlich stehen blieb und sich mit hastiger Bewegung ihm zueehrte.

"So höre denn," begann sie, ohne eine weitere Anrede, und ihre Stimme klang so hart wie die Pflugschar, wenn sie einen Stein streift, "ich heirate weder dich, noch einen andern, weil ich kein Herz mehr besitze. Mein Herz ist vor vier Jahren gestorben; nur derjenige vermag es wieder zu ein wenig Freundschaft zu beleben, der mir einen Liebesdienst, einen schweren, sehr schweren Liebesdienst erweist."

"Sprich es aus, Esther, und du sollst sehen, daß um ein freundlich Wort von dir mein Leben mir nicht zu teuer," stieß Ruben förmlich hervor, als hätten seine Gedanken sich auf der Flucht vor einem Phantom befunden.

Esther lachte fast geräuschlos, jedoch so gehässig, wie Ruben es nie zuvor an ihr kennen gelernt hatte, und daß es ihn unheimlich anwehte.

"Du entsinnst dich," hob sie darauf an, "daß vor vier Jahren ein fremder Jäger in unserer Nachbarschaft erschossen wurde?"

"Ich entsinne mich, ja, ich entsinne mich, er fiel der Rache eines Wilden, dessen Weib er an sich gelockt hatte. Der Indianer rächte sich doppelt, einmal an dem Jäger und einmal an dem ungetreuen Weibe. Kaum zweihundert Ellen weit lagen sie auseinander, und beide durch den Kopf geschossen. Es gab eine große Aufregung hier herum. Ich selbst war dort, als sie beerdigt wurden."

"Wer behauptet, daß der unglückliche Mann jenes elende Weib verlockte, spricht eine Lüge aus, wie sie nie schwärzer unter dem Himmel erdacht wurde," versetzte das Mädchen mit gleichsam drohender Entschiedenheit, "und du selbst glaubst am wenigsten, was du eben sagtest. Nein, Ruben, nicht indianischer Rache fiel er zum Opfer, sondern er wurde ermordet, hinterlistig von jemand ermordet, welchen Haß auf seine Spuren getrieben hatte. Und das Geheimnis mit dem braunen Weibe — nun, wenn die Frau heute reden könnte, würden wir vielleicht erfahren, daß sie als eine gefährliche Zeugin niedergeschossen wurde."

Ruben, welcher, so lange Esther sprach, kleiner zu werden schien, richtete sich, nachdem sie geendigt hatte, mit einer Bewegung des Trostes empor.

"Du bist die erste, von der ich einen solchen Verdacht aussprechen höre," versetzte er ungeduldig, "denn wer in unserer Landschaft hätte einem harmlosen Fremden nach dem Leben trachten mögen?"

"Leider fand man die Toten erst eine Woche später und nachdem schwere Regen die letzten Fährten verwischt hatten, oder man hätte vielleicht anders geurteilt,"

erklärte Esther zuversichtlich, "denn dafür, daß der ermordete nimmermehr den Haß eines Wilden bezogen forderte, besitze ich die untrüglichen Beweise. Ruben," und ihre Stimme erhielt wieder jenen eigentümlich feindlichen Klang, "du nennst dich meinen besten und ältesten Freund, und so will ich dir anvertrauen, was ich diese vier langen Jahre hindurch verheimlichte. Ich verheimlichte es, weil ich glaubte, daß die Rache des Himmels den in Sicherheit getretenen Mörder um so zuverlässiger treffen würde. Der Jäger war nämlich nicht zum erstenmal in dieser Gegend. Schon früher lernte ich ihn kennen; es geschah, als eine Gesellschaft Feldmesser durch unsere Landschaft zog. Du entsinnst dich, nicht weit von dem Lager aufgeschlagen. Der Zufall führte mich mit den Armsten zusammen, und nachdem wir miteinander bekannt geworden waren, sahen wir uns noch mehrmals. Er war eine rechtschaffene offene Natur, und da war es mir nicht schwer, als er scheidend mich darum fragte, ihm ewige Liebe und Treue zu geloben. Ich versprach mir, zurückzukehren, dann aber, wenn ich andern Sinnes geworden, sein kleines Eigentum in Osten zu Gelde zu machen, um mit mir hier in der Nachbarschaft eine neue Häuslichkeit zu gründen. Und er hatte sein Wort gehalten, war gekommen. Wenige Stunden, bevor die mörderische Kugel ihn traf, hatte ich ihn drüben am Rande des Hains in meinen Armen gehalten, hatte er mich geküßt und mir herzlich gelobt, binnen zwei Monaten zurück zu sein. Wie waren wir so glücklich, ahnungslos, daß einige Stunden später — dahin, alles unumkehrlich dahin. Mein Herz habe ich zu dem Ermordeten ins Grab gelegt, nichts ist in meiner Brust zurückgeblieben als die Hoffnung auf Vergeltung, die Hoffnung, daß die Sonne es an den Tag bringt. Mein Herz ist seitdem tot, und verheimlichte ich die Ursache vor den Leuten, so hatte ich meine Gründe. Ob sie mich für halb wahnsinnig hielten, so stimmerte mich doch Rumpfen sie die Nase darüber, daß ich mit der Büchse ausging, des Nachts davonritt, so wagte doch niemand, mir Vorstellungen darüber zu machen. Und dennoch hätten sie mich wohl bemitleidet, wären sie mit meinem Thun vertrauter gewesen. Stundenlang habe ich in schwarzen Nächten auf dem Grabe des Ermordeten gesessen, tausendmal seinen Namen gerufen, ohne daß mir jemand anders als das Echo in dem nahen Walde geantwortet hätte; und mit der Büchse ging ich aus, wie ich hoffte, daß das böse Gewissen den Mörder eines Tages auf die Stätte seines blutigen Verbrochens treiben würde, um dort von mir ebenso niedergeschossen zu werden, wie er meinen armen Bräutigam tödtete. Ja, stundenlang saß ich auf dem einsamen Grabe, und in meiner Verzweiflung gelobte ich jedesmal, daß demjenigen als Frau in sein Haus folgen wolle, der mir die Mittel in die Hand gäbe, den feigen, hinterlistigen Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Du kennst jetzt meinen Schwur, und ist dir noch an mir und meiner Freundschaft gelegen, so weißt du, wie du mich gewinnen kannst."



Stundenlang saß ich auf dem einsamen Grabe.

über zu machen. Und dennoch hätten sie mich wohl bemitleidet, wären sie mit meinem Thun vertrauter gewesen. Stundenlang habe ich in schwarzen Nächten auf dem Grabe des Ermordeten gesessen, tausendmal seinen Namen gerufen, ohne daß mir jemand anders als das Echo in dem nahen Walde geantwortet hätte; und mit der Büchse ging ich aus, wie ich hoffte, daß das böse Gewissen den Mörder eines Tages auf die Stätte seines blutigen Verbrochens treiben würde, um dort von mir ebenso niedergeschossen zu werden, wie er meinen armen Bräutigam tödtete. Ja, stundenlang saß ich auf dem einsamen Grabe, und in meiner Verzweiflung gelobte ich jedesmal, daß demjenigen als Frau in sein Haus folgen wolle, der mir die Mittel in die Hand gäbe, den feigen, hinterlistigen Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Du kennst jetzt meinen Schwur, und ist dir noch an mir und meiner Freundschaft gelegen, so weißt du, wie du mich gewinnen kannst."

Das klingt grauig, Esther," sprach Ruben, wie unter einer schweren Last hervorwindend; "daß du Herz an einen Fremden hingst, table ich am liebsten — und wer ist immer Herr seiner Neigung? ein, daß du in deiner Treue dich an einen Verdacht lammertest, welcher deinen Frieden zerstören mußte, war unverständlich gehandelt. Laß ruhen daher die en, Esther, und erfülle die natürliche Bestimmung Weibes. Werde meine Frau, und ich will nicht mit dir trauern, sondern auch alles aufbieten, dich der Sinnlosigkeit deines Argwohns zu überzeugen." Nimmermehr vermagst du das," versetzte Esther nisch, "oder möchtest du, nachdem ich dir mein un-ürkerliches Geheimnis anvertraute, ich frage dich, htest du jetzt noch behaupten, der arme Ermordete aus meinen Armen hingeist, um eine elende ane Frau zu verlocken?"

"Jetzt wage ich es freilich nicht mehr," gab Ruben leise und wäre es Tag gewesen, so würde er zusammenge-uert sein unter dem wilden Blick, mit welchem er durch das Dunkel hindurch seine Blicke zu unter-iden trachtete, "nein, teure Esther, nach deinen ver-ensvollen Mitteilungen verliert mein früherer ube allerdings seinen Boden; das hindert indessen nicht, ein Wilder, durch Mißverständnisse irreführt, dennoch mit den Empfindungen des Nachgedurstes tet haben kann."

"Ja, Nachgedurst lenkte die Hand, welche die tödliche el auf den abnungslosen Mann entsendete," be-ete Esther mit bender Stimme, "aber nicht der edurft eines Wilden, sondern der eines weisen des, dessen Haß er absichtslos herausforderte."

Warum sprachst du damals deinen Argwohn nicht Esther? Es wären, wenn auch nur, um dich beruhigen, peinlichere Nachforschungen angestellt den."

"Esther lachte in ihrer scharfen gehässigen Weise. Um vielleicht verpötte zu werden?" fragte sie herbe, "wegen meiner Liebe zu dem Fremden in die Mäuler Leute zu kommen? Oder gar um den Mörder warnen, auf seiner Hut zu sein? Nein, daran te ich nicht; auch war mein Kummer, zumal ich verheimlichte, zu schwer, um überhaupt viel denken können. Wenn mich aber bisher die Hoffnung, daß die Sonne es an den Tag bringen würde, at dieselbe sich jetzt bis zur Überzeugung befestigt, die Sonne bringt es an den Tag; und sorgst du er, daß der Mörder den irdischen Richtern anheim- , so brauchst du nur die Stunde zu bestimmen, welcher ich dich zum Notar begleiten soll," und derum lachte sie unheimlich.

Mit andern Worten, du weist meinen recht-ffenen Antrag zurück," versetzte Ruben zähneknir-nd, "denn dein Jawort von einer Unmöglichkeit ab-ig zu machen, kommt einer Zurückweisung gleich." Gut, fühlst du dich zu schwach, meine Bedingung erfüllen, so mag die Zurückweisung gelten; viel-nd findet sich ein anderer, der mehr geneigt ist, id in Hand mit mir zu gehen."

Und sich der nutzlosen Mühe zu unterziehen, unter n Indianerstämmen nach dem Thäter zu forschen," te Ruben heftig hinzu.

Nach dem Mörder solltest du fragen, Ruben," setzte Esther um so ruhiger; "wo er ihn sucht, ist gleichgültig, wenn er ihn nur findet."

Also willst du auf eine leere Schranke hin das nd zerreißen, welches uns schon als Kinder — o, h als junge Leute einte?"

"Uns einte das Band kindlicher Spiele," erwiderte das Mädchen finster, "und das ist keine Fessel fürs ganze Leben. Doch nun gehe hinein, ich folge etwas später nach, fordere aber von dir, daß du mein Ge-heimnis achtest. Betrachte es immerhin als einen Vorzug, welchen ich dir durch mein Vertrauen gewährte, und macht's dir Freude, so halte an der Überzeugung fest, daß ich mich demjenigen zu eigen gebe, der mir den Mörder so kennzeichnet, daß ich ihn zur Rechenenschaft ziehen kann."

"Ist das dein letztes Wort?"

"Mein letztes Wort, so wahr mir Gott helfe."

"Gut, Esther, ich will das meinige thun, um deine Bedingung zu erfüllen," erklärte Ruben mit gepreßter Stimme, "vielleicht daß ein glücklicher Zufall mich dennoch begünstigt. Für dein Geheimnis fürchte nicht; in deiner eigenen Brust kann es nicht sicherer aufbe-wahrt sein als in der meinigen, inhaltslos wie es sein mag."

Er kehrte sich um und schritt dem Hause zu.

Starr wie eine Statue blickte Esther ihm nach; als aber seine Gestalt im Schatten des Hauses ver-schwand, hob sie ihre Hand drohend empor, und leise tönte es von ihren bebenden Lippen in die feuchte Nachtluft hinaus:

"Du bewahrst mein Geheimnis besser als ich, das weiß ich, und ebenso lange kanntest du es ebenfalls. Denn du warst es, der mir nachschlich, mich bei meinem Zusammentreffen mit ihm beobachtete; ja du belauschtest uns; nur deinen Schatten entdeckte ich, aber ich wußte, wer es war; ich fühlte es an der Bangig-keit in meinem Herzen."

Ihre Hand sank wieder und langsam begab sie sich auf den Hof zurück. —

## 2.

"Der hat 'nen Geist gesehen!" "Sein Pferd hat ihn abgeworfen!" "s Fieber schüttelt ihn!" "Eine heiße Tasse Kaffee wird ihn aufmuntern!" Mit solchen Ausrufen begrüßte die muntere Gesellschaft Ruben, als er in das reichbelebte Gemach eintrat und sich nach einem leeren Platz umsah.

Und berechtigt waren solche Zurufe obenein; denn das Antlitz eines Toten hätte nicht blutleerer sein können als das Rubens; und seine grauen Augen blickten so finster unter den tiefgerunzelten rötlichen Brauen hervor, als wäre ihm auf dem Herwege in der That ein jäher Schreden in die Glieder gefahren. Mochte er immerhin mit der Hand nachlässig über seinen roten Vollbart und durch das lichtblonde schlichte Haar streichen, seine sorglose Miene behielt etwas Erkinstetes. Willkommen war ihm daher, als das auffällige Geräusch hereindrang, mit welchem ein Pferd vor der Hausthür angehalten wurde. Fast gleich-zeitig unterschied man die Stimme Esthers im leb-haften Gespräch mit einem Manne, welches nach einigen Minuten damit endigte, daß letzterer abstieg, den Bügel um die Thürklinke schlang und der voraus-schreitenden Esther ins Haus hinein folgte.

Als diese auf der Schwelle der Zimmerthür erschien, kehrten alle Blicke sich ihr neugierig zu. An ihr selts-ames Wesen war man gemugsam emöhnt, um nicht mehr über die fast starre Ruhe ihres schönen, von schwarzem Haar eingerahmten Antlitzes Befremden zu empfinden. Es lag sogar etwas streng Abweisendes in dessen Aus-druck, was eigentümlich zu den großen, sammetweichen Augen und den jugendlich frischen Lippen kontrastierte. Trotzdem befand sich in der zahlreichen Gesellschaft

kein einziger, der nicht dem Zauber ihrer Schönheit und ihrer kräftigen, zugleich anmutigen Gestalt und deren selbstbewußter Haltung unterworfen gewesen wäre. Und so harrten denn auch alle gespannt ihrer ersten Worte, zumal ein hochgewachsener bleicher, anscheinend leidender Mann von dreißig und einigen Jahren hinter ihr eintrat und mit einer gewissen Befangenheit die Blicke aus den schwermütigen blauen Augen über die ihn schweigend betrachtende Gesellschaft hinschweifen ließ. Die Teilnahme aber, welche er dadurch bei allen unbewußt wachrief, wurde erhöht, indem man in seiner Bekleidung wie in dem wirren, dunkelblonden Haar und dem rötlichen ungeordneten Bart die Merkmale einer anstrengenden Reise und mancherlei Entbehrungen zu entdecken glaubte.

„Hier bringe ich einen neuen Nachbar,“ hob Esther an, sobald der Fremde neben sie hingetreten war, und achtlos, als hätte sie ihn nicht gelaunt, sah sie über den sie düster beobachtenden Ruben hinweg; „kurz vor Einbruch der Dunkelheit traf er drüben am Waldes- saum auf seiner Landparzelle ein. Ich glaube, er ist eines guten Rates bedürftig,“ und ruhig schritt sie nach dem Kamin zu ihrer Mutter hinüber.

„Da hättet Ihr kaum 'ne bessere Stunde wählen können,“ redete Kendrick den Fremden heiter an, indem er ihm die Hand reichte, „hier findet Ihr beinahe alle Nachbarn beisammen, und nachdem Ihr gegessen, getrunken, und ein paar Worte mit ihnen gewechselt habt, werdet Ihr Euch unter meinem Dach und im Kreise der guten Leute so heimisch fühlen, wie nur je an Eurer eigenen Mutter Tisch.“

„Mein Name ist Walter,“ hob der Fremde an, als Kendrick ihn schnell mit den Worten unterbrach:

„nen Namen brauchen wir nicht, der wird nach acht Tagen früh genug kund, Nachbar ist Nachbar — aber zum Teufel, Mann, hier setzt Euch her, und nun sagt, was Euch bewegte, so kurz vor dem Winter noch 'nen Herd gründen zu wollen? Kamt Ihr sechs Wochen früher, so sähet Ihr heut mit den Eurigen unter Dach und Fach, hättet 'nen Schuppen für Eure Tiere stehen und 'nen guten Vorrat Heu obenein erworben. Aber Ihr seid ein Deutscher, noch nicht recht vertraut mit unserer Landesitte.“

„Vertraut genug,“ antwortete Walter trübe, „denn schon seit Jahren führe ich das Leben eines Farmers; hatte mich auch nach dem Verkauf meines kleinen Eigentums im Osten zur rechten Zeit auf den Weg begeben; aber gegen ein feindliches Geschick kämpft der stärkste Mann vergebens. Meine Frau erkrankte unterwegs, und trotz aller treuen Pflege — sogar ärztliche Hilfe konnte ich in Anspruch nehmen — starb sie, mich mit drei kleinen Kindern zurücklassend. Da werdet Ihr begreifen, daß es eine schwere Aufgabe für mich gewesen, bis hierher zu gelangen. Nun habe ich wohl mein Lager aufgeschlagen und nach besten Kräften für die Kinder gesorgt, allein als ich ihnen einen wärmenden Trunk bereiten wollte, fand ich den Theevorrat nicht, oder er ging verloren, und da glaubte ich, für Geld und gute Worte —“

„Nichts von Geld oder guten Worten,“ fiel Kendrick wieder raub ein, daß es bei der tiefen Stille ringsum laut durch das Haus schallte, „Ihr seid in Not und da muß Euch geholfen werden. Macht's Euch aber zuvor selber bequem, eßt und trinkt —“

„Die Kinder sind allein,“ nahm Walter sichtbar ängstlich das Wort, „möchtet Ihr indessen so freundlich sein, mit etwas Thee und einigen Schnitten frischen Brotes mir anzuhelfen —“

„Alles, alles, Mann,“ versetzte Kendrick lebhaft und kehrte sich seiner Frau zu, um mit ihr schleunige Schritte zu verabreden, als Esthers ruhige Stimme erklang.

„Auf welcher Seite des Waldes liegt Eure Parzelle?“ fragte sie den Fremden, welchen sie so langsam mit unbefennbarer herzlicher Teilnahme betrachtete.

„Auf der rechten Seite von hier aus und auf dem linken Ufer des Baches,“ hieß es bereitwillig.

„So reitet man in einer Viertelstunde hinüber,“ hob Esther fort, und ihr schönes Antlitz schien sich wenig mehr zu beleben, „ich werde Euch begleiten, selber nach den Kindern sehen, damit sie in der rauhen Nacht nicht zu sehr leiden. Und ich möchte meine Eltern schlecht kennen, wären sie nicht zu Freunden bereit, die armen Kleinen auf so lange Weh zu nehmen, bis Eure Blochhütte steht —“

Sie säumte einige Sekunden, bis das Pfeifeln gemurmelt ringsum verstummt war, und ihrer Mutter sich zulehnend, bat sie freundlich: „Dinnen zwei Minuten habe ich das Pferd gesattelt; packe zusammen was ich mitnehmen soll; wer weiß, die armen Kleinen mögen sich nach ihrem Vater bängen.“

Einen flüchtigen Blick warf sie auf Walter. So lange sie sprach, hatte er sie mit einer gewissen schmerzhaften Ehrerbietung betrachtet; als sie aber der ihres Schmerzens harrenden Kinder erwähnte, entdeckte sie, daß die Thränen über die abgehärteten Wangen rannen, und er, wie um seine Bewegung zu verheimlichen, das Haupt neigte.

„Du erlaubst, daß ich dich begleite?“ fragte Kendrick, indem er sich erhob, als Esther vor ihm vorüberging.

„Ich gebrauche niemandes Begleitung,“ antwortete Esther, ohne Ruben anzusehen, „ist's doch nicht das erste Mal, daß ich nächtlicherweise die Landstraße durchstreife.“ Gleich darauf schloß sich die Thür hinter ihr.

„Die hat ihren eigenen Kopf,“ bemerkte Kendrick, als er den Eindruck gewahrte, welchen Esthers Zurückweisung erzeugte, „laßt ihr nur ihren Willen und wer möchte sie tabeln, wenn sie bei ihren menschenfreundlichen Werken ohne Zeugen zu sein wünscht.“

„Ein gutes Herz besitzt sie,“ hieß es da in der Versammlung zu dem Haufen der Maiskörner in noch ziemlich leeren Behälter, „und schaut sie sich darein, so liegt's in ihrer Natur; ein glückliches Familienleben würde sie schnell genug umgänglicher machen.“

„Die heiratet nie,“ schnitt der alte Farmer bei weiterer Gespräche über seine Tochter ab, und freundlich kehrte er sich Walter zu, mit herzlichen Worten tröstend und neue Hoffnungen für die Zukunft aussprechend. „Ihr hörtet, Mann, was meine Tochter sagte, fügte er hinzu, „und das soll für mich und die Lady dort gelten: Eure Kinder finden bei uns lange eine warme Stätte, bis Ihr selber ihnen ein gutes Obdach zu bieten imstande seid, und das länger; auch um Euer Vieh seid unbesorgt; ein Pferd füttere ich gern durch —“

„Ich nehme ein anderes!“ hieß es da aus der Kreise der Nachbarn, „ich einen Stier,“ und ich, „und ich!“ riefen andere, daß des alten Kendrick hartes Gesicht vor Lust strahlte.

„Da seht Ihr's,“ kehrte er sich Walter wieder zu, „besteht Ihr so viel Tiere, wie Ihr in der Nachbarschaft unterbringen könnt, so zählt Ihr nicht zu den ärmsten Farmern —“

„Wir mögen uns auf den Weg begeben,“ unterbrach ihn Esther, die eben eintrat.

Walter erhob sich.

Für meinen Dank weiß ich keine Worte," be-  
riet er.

Dieses Säckchen legt vor Euch auf den Sattel,"  
die Hausmutter lebhaft ein, indem sie ihm einen  
rat frischer Lebensmittel einhändigte, „doch nun  
zu den Kindern, und setzt Esther ihnen nicht  
den kürzesten Frist ein Wahl vor, an welchem sich ihre  
en süßen Herzen erfreuen, so will ich zugeben, daß  
hre Lebenszeit vergebens neben mir in der Wirt-  
ft verbrachte."

Sie von einem wirren Traume umfassen, gelangte  
ter auf den Hof hinaus und in den Sattel. Als  
arauf an Esthers Seite von dannen ritt, schallten  
aus dem Innern des Hauses heitere Stimmen nach,  
in man ihm aufrichtiges Bedauern zollte und ge-  
scholl Esthers freudige Opferwilligkeit pries. —  
ine Strecke legten Esther und Walter schweigend  
id. Dann erst fand dieser Worte des innigsten  
tes, welche von Esther eintönig abgelehnt wurden.  
Auf der rechten Seite des Wäldchens liegt Eure  
zelle," fuhr sie fort, „grenzt sie etwa an dasselbe?"  
sie grenzt so an das Gehölz, daß, wie die dem  
ffontrakt beigelegte Karte besagt, ein Waldstreifen  
als Eigentum zufällt. Auf der Nordseite be-  
gnen zwei Gräber die ungefähre Grenze. Nach der  
te zu schließen, müssen sie sich noch auf meinem  
und und Boden befinden."

Ich vermutete es fast und freue mich, es bestätigt  
hören. Aber sie werden Euch hinderlich sein,  
entlich wenn Ihr in deren Nachbarschaft den Boden  
weist."

Wer da schläft, soll durch meine Pflugschar nicht  
ort werden. Liegt dort guter Weizenboden, ist's  
Kleinigkeit, zum Schutz gegen das Vieh eine Ein-  
digung zu ziehen; Holz im Überflus ist in der  
ge."

Das ist freundlich gedacht," versetzte Esther etwas  
er.

Ich hoffe, andere denken ähnlich, wenn sie auf den  
amen Grabhügel meiner armen Frau stoßen," er-  
erte Walter traurig.

Sie werden es, o, sie werden es," fuhr Esther leb-  
er fort, „denn es giebt wohl nur wenig Menschen,  
che den Ruhestätten Verstorbener nicht die gebührende  
tung zollen. Und unter dem einen Hügelchen auf  
rer Parzelle schläft ein Herz, wie nie eins treuer  
ehrlicher auf dem ganzen Erdenrund schlug. Das  
ere deckt eine Indianerin, vielleicht den Jhrigen  
nicht minder gewissenhafte Gattin und Mutter.  
schützt das Fleckchen Erde und denkt, daß es Euch  
hen Segen eintrage."

Ihr kamtet die Verstorbenen?" fragte Walter,  
h Esthers innigen Ton sanft berührt.

Nur den Mann," antwortete diese eintönig, und  
ein wenig höher aufrichtend, fügte sie erzwungen  
los hinzu: „Es ist ein Wunder, daß Ihr Euerm  
mgrund ohne einen Führer auffandet."

Es würde mir schwer geworden sein," erklärte Wal-  
allein unterwegs gesellte sich ein junger Indianer  
dem Stamme der Omahas zu mir und der kennt  
den Baum und jeden Strauch in dieser Gegend. Seit  
zehn Tagen begleitet er mich, und für das hiesigen  
en und Trinken leistete er mir manchen guten Dienst."

Er ist noch in Euerm Lager?" forschte Esther mit  
schender Spannung.

Er bewacht meine Kinder und mein Eigentum; ich  
te sonst schwerlich gewagt, mich zu entfernen."

So besitzt er Euer volles Vertrauen?"

„Mein volles Vertrauen, und ich weiß, er ver-  
dient es."

Eine Weile ritten die beiden Gefährten schweigend  
einher; dann hob Esther wieder an:

„Was führte den jungen Wilden in diese Gegend?  
Es läßt sich nicht voraussetzen, daß er Euch ums täg-  
liche Brot diene."

„Unsr tägliches Brot gewiß nicht," antwortete Wal-  
ter, „denn ein geschickter Jäger, wie er, gerät nicht  
leicht in Not. Er schloß sich mir an, und ich hatte  
keinen Grund, den gefälligen Burschen zurückzuweisen;  
ihn aber auszufragen lag mir fern; ich war zu nieder-  
geschlagen und sorgenvoll; außerdem gefiel mir, daß  
er große Vorliebe für meine Kinder offenbarte."

„Ihr brauchtet ihm nur die Lage Eures Grund-  
stücks zu beschreiben, um ihm dessen Auffinden zu  
ermöglichen?"

Die beiden Gräber erleichterten es. An Ort und  
Stelle eingetroffen, schien er indessen von Zweifel be-  
fangen zu sein; denn wir hatten kaum ausgeharrt, da  
ging er hinüber, obwohl wir von unserm Lager aus  
die beiden Kreuze zu unterscheiden vermochten. Eine  
ziemliche Weile betrachtete er die kleinen Hügel auf-  
merksam, und als er zurückkehrte, meinte er, es sei die  
richtige Stelle."

Esther schwieg wieder; gleich darauf, als sie um  
eine Bodenerhebung herumbogen, trat ein helloderndes  
Feuer in ihren Gesichtskreis. Dasselbe beleuchtete  
einen großen mit Leinwand verdeckten Wagen und  
mehrere in dessen Nähe gepflückte Kinder.

„Dort ist meine Heimstätte," bemerkte Walter mit  
einem schmerzlichen Seufzer, und wie unbewußt trieb  
er sein Pferd zu einem schnellern Schritt an.

„Ich sehe nur einen einzelnen Menschen vor dem  
Feuer," versetzte Esther, unverwandt hinüberpähend.

Die Kinder liegen im Wagen zwischen Decken und  
Pfählen; dort sind sie am besten aufgehoben."

„O, die armen Kleinen," sprach Esther vor sich hin,  
„und ohne die sorgende Hand einer Mutter," wollte sie  
hinzufügen, unterließ es aber, die Stimmung des Ge-  
fährten freundlich berücksichtigend.

Bald darauf trabten sie neben das Feuer hin, wo  
Walter dem herantretenden jungen Indianer den gefüllten  
Sack reichte und schnell abstieg. Als er Esther vom  
Sattel helfen wollte, stand diese bereits auf der Erde.  
Er führte daher ihr Pferd nach dem Wagen hinüber,  
um es anzubinden. Esther betrachtete unterdessen ihre  
Umgebung. Feucht, unfreundlich nahm sich alles aus.  
Neben dem Feuer lagen einige Rühengeräte und ein  
Bündel zusammengerollter Decken. Ein Kessel mit  
siedendem Wasser stand in der Glut. Die Geschirre  
waren unterhalb des Wagens geborgen und zwischen  
denselben mehrere Decken zum Lager für Walter  
geordnet worden. Indem Esther ihre Blicke höher nach  
dem Wagen hinaufgleiten ließ, gewahrte sie dicht neben-  
einander drei blondlockige Engelsköpfe, die unter dem  
emporgehobenen Verdeck hervor mit ihren großen  
blauen Augen sie neugierig betrachteten. Etwas unend-  
lich Rührendes lag in der lieblichen Gruppe, sodas  
Esther bei deren Anblick und unter dem Eindruck des  
Gedankens, daß es drei kleine mutterlose Waisen,  
Tränen in ihre Augen bringen fühlte. Als sie näher  
schritt, um sie zu begrüßen, verschwanden sie wie durch  
Zauber Schlag hinter der niedersinkenden Leinwand, wo-  
rauf sich hinter derselben verstoßenes Röhern und Ein-  
nesteln in die Decken vernehmen ließ.

„Sie werden sich bald an meinen Anblick gewöhnen,"  
redete Esther den zurückkehrenden Walter an, „dann will

ich wünschen, daß sie an mir denselben Gefallen finden, wie ich an ihnen beim ersten Anschauen."

"Liebe, liebe Kinder sind es," versetzte Walter schwermütig, "muntere Dingerchen, die noch nicht zu ermessen vermögen, was sie an der Mutter verloren. Ich werde sie vorstellen, sobald der Thee bereitet ist; bis dahin mögen sie in ihrem Nestchen bleiben. Sie sind zwar abgehärtet und vertragen Nässe und Kälte gut genug, allein unmöglich möchte ich sie der feuchten Nachtlust nicht aussetzen."

"Und morgen ist auch noch ein Tag," sprach Esther teilnahmsvoll beobachtend, wie Walters Hände sich vor dem Feuer bei dem Entleeren des Sackes emsig regten. Einen prüfenden Blick warf sie auf den Indianer, einen etwa achtzehnjährigen schlanken Omaha in der selbstamen Bekleidung seines Stammes, und vor dem Feuer niederknieend unterstützte sie Walter bei seiner Arbeit.

Des braunen Burschen dunkle Augen ruhten unerbesslich durchdringend auf ihr, als hätte er ihre Gedanken kennen lernen mögen. Sein Gesicht hatte er schwarz gefärbt, das von der Stirn zurückgestrichene Haar mittelstbefeuchteter Nässe zusammengelebt, für einen kundigen westlichen Jäger Merkmale, daß er entweder trauerte oder sich mit irgend einem finstern Plane trug. So stand er da, wie aus Erz gegossen, aufmerksam lauschend den freundlichen Trostesworten Esthers und den Klagen Walters. Wohl war er der englischen Sprache hinlänglich kundig, um beide zu verstehen, aber nicht eine Linie seines Antlitzes zuckte. Man hätte ihn für einen Mann in den reifern Jahren halten mögen, so selbstbewußt trug er sich.

Da kicherte es wieder im Wagen. Esther spähte verstohlen hinüber und ein unendlich weicher Ausdruck verschönte ihr ruhiges Antlitz, als sie der unter der Peinwand hervorstulpenden drei Engelsköpfe wieder ansichtig wurde.

"Wir möchten ihnen die Speisen in ihr Versteck hineinreichen," sprach sie gedämpft, indem sie die blechernen Tassen vor dem dampfenden Theefessel ordnete und mit braunem Zucker versah.

"Ich sehe sie lieber um mich," antwortete Walter wie entschuldigend, "sie sind es nicht anders gewohnt."

Er breitete eine Decke auf dem Rasen aus und auf diese ordnete er mehrere zusammengerollte Decken so, daß sie von den Kleinen als Rücklehne benutzt werden konnten; dann legte er neues Holz auf die Glut, und als dasselbe von den Flammen ergriffen wurde, begab er sich nach dem Wagen hinüber. Unterhalb des Verstecks erneuerte sich das Kichern und Plüpfen; zu demselben gesellte sich eine tiefe zärtliche Mammesstimme, und in der nächsten Minute erschien Walter vor dem Feuer, auf dem linken Arm einen dreijährigen Knaben, auf dem rechten ein fünfjähriges Mädchen, während ein sechsjähriger Knabe sich munter an seiner Seite einherbewegte.

"Wären sie zehn Jahre älter, möchten sie mir eine rechte Hilfe sein," sprach er schwermütig, indem er die Kleinen nebeneinander auf die Decke setzte, "die Wille ist gut genug, aber wie manches Jahr geht dazu, bevor ihre zarten Gliederchen schweren Arbeit gewachsen. Der Kleine heißt Johannes, das Mädchen Marie nach ihrer Mutter, und hier der älteste Knabe lauter echt deutsche Namen, so wünschte es meine Frau, und selbst in den kleinsten Dingen lechte ich gern zu Gefallen."

Esther beeilte sich, mit den Kindern Fremdbild zu schließen und deren Vertrauen zu gewinnen. Es gelang ihr leicht; dabei wußte sie nicht, was sie ergriff, ob der Anblick der lieblichen Kleinen, die heiter und zutraulich die verabreichten Speisen vor ihr in Empfang nahmen, oder die Trauer, welche sich selbst bei den zärtlichsten Liebesnamen in Walters Stimme offenbarte. Und als das Mahl langsam endigt war, saß sie noch zwischen den Kindern, die jüngste auf dem Schoß und mit allen dreien plaudernd und ihnen erzählend, als ob sie seit Jahren auf einem vertrauten Fuß miteinander gestanden hätten.



In der nächsten Minute erschien Walter vor dem Feuer, auf dem linken Arm einen dreijährigen Knaben, auf dem rechten ein fünfjähriges Mädchen.

Indianer, obwohl er an dem Mahl betheiligt, hatte bis dahin kaum ein Wort gesprochen. Erst nachdem die kleine Gesellschaft zum Schlaf in dem Wagen untergebracht worden war und Esther neben dem Feuer Platz genommen hatte, wendete er sich zu dem elterlichen Paar, um deren Ubersiedelung mit dem elterlichen Paar zu verabreden, verrät die Absicht, sich an dem Gespräch zu betheiligen.

"Zwei Menschen lagen dort," hob er seinen Arm in der Richtung nach den beiden Kreuzen ausstreckend, "weiß die freundliche Frau, wer dort eingeschlagen wurde?"

Befremdet sah Esther in das schwarzgefärbte Antlitz, welches mit keiner Miene irgendwelche Gemüthsregung verriet.

"Ein weißer Mann und eine braune Frau, beide durch Mörderhand gefallen, sind dort wie gute Christen beerdigt worden," antwortete sie äbgernd, wie im Vergangenen nach einem Umstande suchend, welchen vielleicht in Beziehung zu dem jungen Krieger bringen können.

"So weiß die freundliche Frau, welches Grab das des weißen Mannes," forschte der Indianer gleichmüthig.

"Das obere," erklärte Esther, "die arme Frau liegt zu seinen Füßen. Kanntet Ihr den Mann, oder die Frau je von ihm, daß Ihr nach ihm fragt?"

"Ich kannte ihn nicht, ich hörte nichts von ihm. Ich betrachtete die Kreuze, sie tragen Zeichen. Diese Zeichen zu deuten, ist nicht Gabe der braunen Menschen. Die Zeichen sprechen die Namen der Toten."

"Nicht ihre Namen," unterrichtete Esther den jungen Wilden eintönig und starrer blickte sie vor sich in die Glut, "nur der Tag steht dort verzeichnet, an welchem beiden Unglücklichen beerdigt wurden. Die Stunde kommt, in welcher auch die Namen bekannt werden."

Sie schüttelte sich wie von einem Frostschauer durch-  
unt, dann erhob sie sich.

„Ich will heimkehren,“ wendete sie sich an Walter,  
Nacht ist vorgeschritten und ich möchte die Nach-  
ten noch sehen, um ihnen mitzuteilen, was ich hier  
erlebt habe. Sie werden dann den Tag verabreden, an  
dem sie Euch unter Dach und Fach helfen. Zwei  
hundert Paar kräftiger Arme, welche die Art zu  
arbeiten verstehen, schaffen vom frühen Morgen bis  
in die Nacht hinein viel und was ein Tag nicht thut,  
thut zwei. Die Feldarbeiten drängen nicht mehr; an  
ist kein Mangel.“

Die kleinste Hütte ist groß genug für mich und die  
ander,“ erwiderte Walter, „ich könnt's allein bewäl-  
digen, doch nehme ich den Beistand der guten Leute  
Dank an. Der Winter ist vor der Thür  
daher jede Minute kostbar um der Kinder

„Sorgt nicht um die Kinder,“ unterbrach Esther  
mit einer gewissen Herzlichkeit, „morgen bringen  
sie gemeinschaftlich zu meinen Eltern. Ihr bleibt  
Weilchen bei ihnen, damit sie zwischen den fremden  
Leuten sich nicht ängstigen, und das weitere über-  
laßt ihr uns.“

Das wäre eine zu große Wohlthat,“ versetzte Wal-  
bewegt, und ehrerbietig betrachtete er die vor ihm  
stehende schöne Gestalt mit der ersten Haltung und  
ruhigen Blick, in welchem sich so viel Milde und  
Herzlichkeit offenbarte, „eine Wohlthat, wie sie zu  
selten außerhalb des Bereiches meiner Kräfte,  
in es aber den Seelen der Verstorbenen ver-  
traut ist, diejenigen zu besuchen, schützend zu um-  
geben, mit welchen sie während ihres Erdendaseins  
innigsten verbunden gewesen, so wird der Segen  
armen Mutter sich täglich an Euch erneuern, nach-  
dem sie zuvor sich an dem Anblick ihrer von treuen  
Kindern gepflegten Kinder weidete.“

Als wäre bei den letzten Worten das Bild der Da-  
geschiedenen vor seinen geistigen Blicken aufgetaucht,  
steht er das Haupt auf die Brust. Etwas Achtung-  
gebietendes lag in dem Schmerz, unter welchem die  
jugendkräftige Mannesgestalt sich beugte, etwas  
Trennendes in der Trauer um unwiederbringlich  
Verlorenes, in welcher der Gedanke an die Zukunft  
Mut zum neuen gewissenhaften Emporrasse fast  
verloren schien.

Einen derartigen Eindruck empfing Esther. Schwe-  
dend sah sie auf Walter. Ihr Herz blutete, doch  
ermüdete sie, fromme Trostorte an ihn zu richten.  
In seinem Gram zu stören, erschien ihr wie ein  
Verbrechen. Mehrere Minuten verannen in tiefer Stille.  
Ein Indianer hatte sich unbemerkt davongeschlichen.  
Das Holz knisterte, indem die Glut es erhitze und  
leuchtete; in dem Wagen schliefen, eng aneinanderge-  
drückt, die drei Kinder.

Da fuhr Esther jäh aus ihrem Sinnen empor.  
„Gute Nacht,“ sprach sie ernst, indem sie Walter  
Hand drückte, und langsam schritt sie zu ihrem  
Bett hinüber.

„Gleich darauf befand Walter sich an ihrer Seite,  
ihnen in den Sattel zu helfen.

„Auf Wiedersehen!“ rief Esther ihm zu, und schnell  
ließ das Pferd sie von dannen.

Als sie um den nächsten Hügelabhang herumzog,  
hörte sie ein unheimlicher gedämpfter Klage-ton zu ihr her-  
über. Erschrocken hielt sie ihr Pferd an. Der Ruf  
wiederholte sich und zwar aus der Richtung der beiden  
Hügel, und wieder und wieder zitterte er schauerlich

durch die stille Nacht, vergleichbar dem geisterhaften  
Lachen eines Uhus.

„Ich hab's geahnt,“ sprach Esther unbewußt vor sich  
hin, und sie trieb das Pferd wieder an, „die ermordete  
Frau stand ihm nahe, war vielleicht seine Mutter.  
Dann aber, wehe dem Thäter, wenn er ihn entdeckt.“

Sie lauschte beruhigter den hinter ihr verhallenden  
unheimlichen Tönen. Auf der Grenze geboren, als  
Mitglied einer echten Pionier-Familie immer wieder  
auf eine neue Grenze hinausgedrängt, hatte sie genug  
von den Eingeborenen kennen gelernt, um durch die  
eigentümliche Art der Offenbarung ihrer Trauer nicht  
mehr befreundet zu werden.

Heingekehrt traf sie die Nachbarn noch beisammen.  
Mit aufrichtiger Teilnahme lauschten alle ihren Schild-  
erzählungen; es bedurfte kaum noch der Anregung, daß  
man sich sofort über den Tag einigte, welcher sie zum Bau  
einer Hütte am Rande des Wäldchens wieder zusammen-  
führen sollte.

3.

Zwei Wochen waren verstrichen. An dem Bach,  
an welchem Walter sein Lager aufgeschlagen hatte,  
und im Schutze des Waldeszaunes, stand jetzt eine  
kleine Blockhütte. Dieselbe umschloß ein einziges Ge-  
mäch von mäßigem Umfange, dessen eine Giebelseite  
zur Hälfte von einem breiten Kamin, welcher zugleich  
den Küchenherd vertrat, eingenommen wurde. Fenster  
waren nicht vorhanden. Um das Tageslicht hereinzu-  
lassen, genügte die Thür, welche, je nach der Windrich-  
tung, verstellt und verhangen werden konnte. Brach  
erst der Winter mit seinen schweren Schneestürmen  
herein, so galt es ja, dem Winde und den Flocken so  
wenig wie möglich Gelegenheit zu bieten, sich einzu-  
drängen. Die aus grünem Holz roh gezimmerten und  
mit den Wänden vereinigten beiden Bettstellen und die  
übrigen Nöthigkeiten Walters verließen dem düstern  
Raume einen gewissen Charakter des Behaglichen,  
welchen das unausgesetzt brennende und mit schweren  
Holzblöcken genährte Kaminfeuer noch erhöhte. Ein  
wenig abseits von der Hütte war mittelst Stämmen  
und Strauchwerk ein Schuppen für zwei Pferde und  
eine Kuh errichtet worden. Vier Ochsen, zwei Kühe und  
mehrere Schweine hatten bei den Nachbarn ihr Unter-  
kommen gefunden. Noch aber waren Walter und der  
junge Omaha die einzigen Bewohner der Hütte, und  
wenn ersterer mit neuerwachtem Lebensmuth unermüd-  
lich an der Verbesserung seines einfachen Heimwesens  
arbeitete, so trieb der Omaha sich jagend in der weiten  
Umgebung umher. Die Abende verbrachte Walter  
gewöhnlich bei seinen Kindern, die unter Esthers und  
deren Mutter sorgfamer Pflege den Verlust der eigenen  
Mutter vergessen zu haben schienen. Aber auch er  
selbst richtete sich auf bei dem Anblick der munteren  
Kleinen und bei den zahlreichen Beweisen freundschaft-  
licher Gefinnungen, welche man ihm als einem ehren-  
werten Nachbarn von allen Seiten entgegenbrachte. Sogar  
Ruben offenbarte gelegentlich eine gewisse Theilnahme  
für ihn; dieselbe hatte indessen etwas Erzwungenes, so-  
daß Walter sich dadurch nichts weniger als erwärmt  
fühlte. Um so inniger schloß er sich dafür an Kendrick und  
dessen Familie an, von welchen er zu jeder Stunde  
wie ein alter lieber Freund willkommen geheißen und  
mit dem besten Rat bedacht wurde.

Wiederum gingen acht Tage in gewohnter Ordnung  
dahin, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß  
Ruben verschwunden sei. Mit der Büchse auf der  
Schulter war er des Morgens ausgegangen, dagegen

des Abends nicht heimgeliebt. Seine Vorliebe für die Jagd kennend, entdeckte man darin noch nichts Beunruhigendes. Als er aber auch folgenden Tages fortblieb, begann man ernstlich zu fürchten, und es wurde beschlossen, Nachforschungen nach ihm anzustellen. Freunde besah er zwar nicht unter den Ansiedlern, indem alle sich mehr oder minder durch sein Scheues, verschlossenes Wesen abgestoßen fühlten, allein er gehörte zu der Kolonie, und das berechtigte ihn zu dem Schutz jedes Einzelnen.

Während nun eine Gesellschaft junger Männer zum Auslandszuge aufbrach, ritt Esther, von bösen Ahnungen befeelt, zu Walter hinüber. Sein ruhiger freundlicher Gruf belehrte sie, daß das Gerücht von Rubens geheimnisvollem Verschwinden noch nicht zu ihm gedrungen war. Gleichmütig vernahm er die Kunde, meinend, daß eines eifrigen Jägers Abwesenheit unberechenbar und deren Dauer von Zufälligkeiten abhängig.

„Und der Omaha, wo befindet er sich zur Zeit?“ fragte Esther bekommen.  
 „Gestern abend verabschiedete er sich, um in seine Heimat zurückzuführen,“ antwortete Walter, und er schob für Esther ein Bänkchen vor das Kaminfeuer hin; „rechtens Verdauern hatte ich mit dem armen Burschen. Die Indianerin, die hier begraben liegt, ist nämlich seine Mutter. Ich konnte ihm meine Achtung nicht versagen, als er erklärte, nur um das Grab zu sehen, die weite Reise unternommen zu haben.“

„Wann sagte er das? ich hörte bisher nichts davon.“  
 „Gestern abend, kurz bevor er mich verließ. Er war eben nach einer zweitägigen Abwesenheit heimgeliebt, und zwar seltsam verändert. Sein Antlitz, sonst mit schwarzer Farbe bedeckt, hatte er gesäubert und die Asche aus seinem Haar entfernt. Ich fragte ihn nach der Ursache, und da meinte er, nunmehr genug um seine Mutter getrauert und geklagt zu haben.“

Esther bedeckte ihre Augen ein Weilchen mit der Hand, dann fragte sie gedämpft, wie ihre Worte aus den lebhaft züngelnden Flammen herauslesend:

„So kannte er die näheren Umstände, welche das Ende der armen Frau begleiteten?“

Er war selber zugegen.“  
 Mit einer heftigen Bewegung kehrte Esther sich zu Walter zu.

„Er war zugegen? Es ist unmöglich. Vor vier Jahren muß er noch Kind gewesen sein. Warum hieltet Ihr ihn nicht auf? Er wäre in stande gewesen, den Mörder zu nennen, als Zeuge gegen ihn aufzutreten.“

„Ich befragte ihn um dessen Namen; er gab vor, ihn

nicht zu kennen, beteuerte aber, daß man ihn hätte würdigen, und seine Äußerungen trugen den Charakter der Wahrheit. Doch hört, wie er das schreckliche Ereignis schilderte, und da Euch die Umstände, unter welchen das Verbrechen ausgeführt wurde, nicht vermögen Ihr vielleicht seine Mittheilungen auf ihren wahren Wert zurückzuführen.“

„Ich traure nicht mehr um meine Mutter, sie ist jetzt ihren Weg in die glückseligen Jagdgesilde gegangen,“ erklärte er auf meine Frage nach der Ursache seines veränderten Aussehens, dann fuhr er fort: „Die Sorgen der Menschen, die hinterlistig getödtet wurden, können vor Ablauf einer bestimmten Frist nicht zur Erde sinken. Die Zeit meiner Mutter ist abgelaufen: sie ist nicht mehr über die Prairien und durch die Wälder einherzuschweben, wie der Whig-poor-Will nach dem Gang der Sonne.“

„Das sagte er?“ fragte Esther fast atemlos von Grauen und Spannung.



Die Abende verbrachte Walter gewöhnlich bei seinen Kindern.

gegen dem Laufe des Baches in den Wald zu gehen, um auf einer tiefen Stelle einige Forellen zu fangen, und dadurch seine noch mangelnde Erfahrung als Jäger zu erproben. Im dichten Gebüsch sah er am Ufer, die Füße zum Wasser niederhängend, die Angelschnur aufmerksam überwachend, als er in geringer Entfernung die Schritte eines Mannes vernahm, der mit unverkennbarer Hast seinen Weg durch das Gestrüpp bahnte. Argwöhnisch, wie die geborenen im allgemeinen sind, verhielt der Knabe sich regungslos, nur den Kopf drehte er ein wenig nach der Schulter, zwischen den Bäumen hindurch nach der Richtung hinüberspähte, in welcher sich heute die Gräber befinden. Sein Gesicht unterschied der Todesangst ergriffene Knabe nicht, doch gewahrte er als der Fremde dicht hinter ihm vorüberausgah, er mit einem Lederroch bekleidet war, wie ihn die Jäger und Fallensteller zu tragen pflegen. Kindlich glaubte er, daß die Verfolgung seiner Mutter selbst gelte, und wenn Furcht für das eigene Leben seine Vorsicht bis aufs äußerste verschärfte, so war andererseits Besorgnis für die Mutter ihm, die zu warnen und ihr, wenn möglich, ein Zeichen zur

Seine Worte,“  
 Walter,  
 seltsam  
 teristisches  
 seiner kalten  
 Vor vier  
 — wie er sich  
 drückte —  
 er mit  
 Mutter durch  
 Landschaft.  
 Tag neigte  
 dem Ende  
 sie nicht  
 hier anbieten  
 die Nacht  
 bringen. Die  
 ter hatte  
 Strauch auf  
 Ufer des  
 als Schutz  
 wählte; ihr  
 vierzehnjähr  
 Sohn folgte

geben. Er wartete daher, bis der geheimnißvolle  
 emde aus seiner nächsten Nachbarschaft getreten war,  
 rauf er in den Bach hinabglitt und, im seichten  
 offer unterhalb des untersten Ufers behutjam  
 herfchleichend, zu der Mutter zu gelangen suchte.  
 hatte eben den Rand des Wäldchens erreicht, als  
 um einen halbhundertjährigen Baum herumfrießend,  
 seinem Entsetzen einen Teil des kurz zuvor be-  
 achteten Lederrockes zu sich niederhängen sah. Von  
 hreden überwältigt, bedurfte er längerer Zeit, um  
 zu überzeugen, daß nur der leere Rock dort lag,  
 nger noch dauerte es, bevor er wagte, einen Blick  
 er den Uferand hinauszusenden, und da entdeckte  
 daß der Fremde im Waldessäume bis dahin herum-  
 schlichen war, wo die Vegetation am weitesten nach  
 n Hügelabhänge hinaufreichte, er sich also der heutigen  
 räberstätte um so viel näher befand. Gern wäre  
 nunmehr ganz zu seiner Mutter hingeilt, aber mit  
 dem eigentümlichen, den Indianern angeborenen und  
 abseitig entwickelten Scharfsinn sagte er sich, daß

seinem unerwarteten Erscheinen  
 ahnungslose, vielleicht schlafende  
 rau sich nur zu rühren brauche,  
 n sofort von dem lauerrnden Jäger  
 merkt zu werden. Wie der Bursche  
 ir erzählte, baute er seine Hoffnung  
 t nur noch auf das Hereinbrechen  
 r Nacht, womit immerhin noch  
 ne halbe Stunde hingehen mochte.  
 dem er aber in seiner Todesangst  
 n vermeintlichen Feind unausge-  
 et im Auge behielt, gewahrte er,  
 ß derselbe sich plötzlich zu Boden  
 urf und zugleich die Büchse an die  
 chulter riß. So verrann wieder  
 i Weisheit; dann kramte der  
 chuß. Der Knabe, glaubend, daß  
 eselbe seiner Mutter gegolten  
 be, neigte sich weiter über den  
 ferrand, und zwar früh genug, um  
 ch zu sehen, daß beinahe oben auf  
 m Hügelkamm ein anderer Mann  
 Boden sank und regungslos liegen  
 ieb. Eine ähnliche Bewegung wie  
 r Knabe, mußte auch wohl die  
 utter auf den Schuß ausgeführt  
 ben, und das war ihr Verderben.



Raum aber in guter Schußweite von dem un-  
 glückseligen Geschöpf, entließ seine Büchse sich zum  
 zweitenmal, und zum Tode getroffen, sank das  
 arme Weib hintenüber.

Dem der Mör-  
 r hatte sie entdeckt, gab sich aber  
 das Ansehen, sie  
 cht bemerkt zu haben. Er wollte unzweifelhaft die  
 fährliche Feigin nicht entfliehen lassen, bevor er  
 ne andere Kugel in den Lauf hinabgestoßen hatte.  
 am trat er in den Wald zurück, in dessen Saum  
 dem Bache wieder zusehlich. Kaum aber in guter  
 schußweite von dem unglückseligen Geschöpf, ent-  
 lud eine Büchse sich zum zweitenmal, und zum Tode  
 troffen, sank das arme Weib hintenüber.  
 „Es gehörte eben eine indianische Natur dazu, daß der  
 nabe nunmehr nicht jammernd und wehlagend zu seiner  
 Mutter hinkies, unbekümmert darum, wie bald ihn selbst  
 is mörderische Blei ereilte. Indem er mir dies alles  
 zählte, enthielt er sich sogar jedes Ausdrucks des Be-  
 auerns, dagegen verweilte er mit einer gewissen Aus-  
 ehrlichkeit bei der Schilderung seines Bestrebens, selbst  
 n entkommen, und der Schlaubheit, welche er dabei ent-  
 wickelte. Es bildete diese scheinbare Gefühlslosigkeit einen  
 wunderlichen Kontrast zu den wilden Klagerufen, welche  
 er zuweilen nachts über das Grab seiner Mutter hinlandte,  
 und die mir so lange vollständig unerklärlich blieben.

„Nach dem zweiten Schuß konnte der Knabe also  
 nur glauben, daß der dritte ihm selbst bestimmt sei,  
 wenn es ihm nicht gelang, sich der Aufmerksamkeit  
 des hinterlistigen Mörders zu entziehen. Und ein kalt-  
 blütiger Mörder mußte es sein, daß er es nicht über  
 sich gewann, zu seinen Opfern hinzugehen und sich von  
 ihrem Tode zu überzeugen, oder, im Falle Verrat  
 von ihnen zu fürchten, ihre Lippen auf ewig zu schließen.  
 Der Knabe hingegen, sobald er ihn auf dem Kamme  
 des Hügels sah, von wo aus er seiner Kugel nicht mehr  
 erreichbar, betrachtete sich, zumal bei der Nähe des  
 Abends als gerettet, und damit kehrte jene schlaue  
 Überlegung zurück, wie man sie ebenfalls in solch jugend-  
 lichem Alter nur bei einer vollblütigen Rothhaut zu  
 finden erwarten darf. Seinen Kopf durchschwirrten,  
 wie er mir mit klaren Worten auseinandersetzte, un-  
 derföhnliche Rachegeanken, welche sogar den Schrecken  
 über den jähen Tod der Mutter übertäubten und von  
 einem seltsamen Aberglauben getragen wurden, wie  
 er heute noch bei ihm in vollster Blüte steht. Er ent-  
 sann sich der weisen Männer seines  
 Stammes, und von ihnen Rache an  
 dem Mörder erhoffend, schnitt er  
 aus dem ledernen Jagdhemde am  
 untern Rande, wo es wenig auf-  
 fällig, ein handgroßes Stück samt  
 den Franzen aus, worauf er sich  
 eiligst auf die Flucht begab. Neuen  
 Mut gewann er aus der Überzeu-  
 gung, das Mittel zu einem unfehl-  
 baren Zauber zu besitzen, und gerade  
 diese Überzeugung mag mit dazu  
 beigetragen haben, daß sein jugend-  
 licher Körper, ohne zu unterliegen,  
 den Entbehrungen und Beschwerden  
 einer langen Wanderung trotzte.  
 Den Ansiedelungen wich er weit  
 aus; der Eindruck, welchen der An-  
 blick des Doppelmordes erzeugte,  
 war ein solcher gewesen, daß er  
 überall Feinde zu finden meinte;  
 nebenbei mochte ihm zum Zweck  
 einer spätern Rache sein Zauber-  
 mittel geeigneter und sicherer als  
 der Beistand der Weisheit erscheinen.

„Bier Jahre hat er seitdem bei  
 seinem Stamme verbracht und sich unterdessen zu einem  
 gewandten Jäger ausgebildet. So gelangte er auch all-  
 mählich in den Besitz einer Büchse, mit welcher ich ihn  
 wirkliche Meisterschüsse thun sah. Seine Rachegeanken  
 und sein Vertrauen auf das Zaubermittel sind indessen  
 eingeschlummert; dafür trat in um so höherm Grade  
 die Trauer um die Mutter in ihre Rechte ein. Liegt  
 doch etwas Rührendes in seinem Glauben, daß sie und  
 er selbst erst dann zur Ruhe gelangen würden, nachdem  
 er an ihrem Grabe seine Klagelieder gesungen, und  
 daß dies geschehen konnte, dafür meinte er, mir großen  
 Dank schuldig zu sein.

„Wie ein alter Freund nahm er Abschied. Ich hatte  
 ihn lieb gewonnen und wollte ihn eine Strecke be-  
 gleiten, allein dringend lehnte er es ab. Es dämmerte  
 bereits, als er sich entfernte. Ich blickte ihm nach und  
 sah, daß er sich noch einmal nach den Gräbern hin-  
 überbegab. Dort stand er auf seine Büchse gelehnt,  
 bis sich seine schlanke Gestalt nicht mehr zu unterscheiden  
 vermochte. Er mußte sich in der That beruhigt fühlen,  
 denn seine klagende Stimme vernahm ich nicht mehr.“  
 Hier endigte Walter. Befremdet betrachtete er Esther,

die totenbleich und mit festgeschlossenen Lippen in die Flammen starrte und seine letzten Worte gar nicht vernommen zu haben schien.

Blötzlich kipelte sie unbewußt, jedoch laut genug, um von ihm verstanden zu werden:

„Und der Mann wagte noch, sich um meine Hand zu bewerben, er, der dem Liebsten, was ich auf der Welt besaß, ein jähes Ende bereite.“

Sie schrat empor und sah fest in Walters Augen. „Ahnt Ihr nicht,“ fragte sie den sichtbar Bestürzten feierlich, „was dem Omaha die Ruhe zurückgab? Ahnt Ihr nicht, was innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden in unserer Landschaft sich ereignete?“ und da Walter in seiner heftigen Bewegung nicht gleich Worte fand, fügte sie erschüttert hinzu: „Der junge Mann hat den Tod seiner Mutter gerächt, und das eröffnete nach seinem Glauben der Ermordeten den Weg in die Jagdgefilde der Seligen. Ja, er rächte sie blutig, sie und noch einen andern. Der Mörder liegt erschossen in irgend einem Winkel. Das Geschick hat ihn ereilt. Gottlob, daß ein fanatischer Wilder Vergeltung übte, nicht jemand, der durch eine solche That eine Last auf sein Gewissen geladen hätte. O, ich weiß, wer in unserer Landschaft vor vier Jahren ein indianisches Lederhemd trug, seitdem es aber nicht mehr anlegte.“

„Ein Mann aus Eurer Nachbarschaft?“ fragte Walter erschrocken.

„Ein Mann aus unserer Nachbarschaft,“ bestätigte Esther feierlich, „Ruben ist sein Name, es ist derselbe Mann — Ihr saht ihn mehrfach — derselbe Mann, dessen Spuren zur Zeit unsere Freunde verfolgen, sofern er nicht schon gefunden wurde. Hoffentlich genügen die Beweise gegen ihn, daß man davon absteht, Euerm jungen Freunde nachzusetzen. Doch wir haben ja Eure Aussagen, und die müssen ihn entlasten.“

„So hätte ich, indem ich den Omaha bei mir duldete, mittelbar die Hand zur Ausübung seiner Rache geboten?“ versetzte Walter, von Grauen beschlichen, denn nunmehr bezweifelte er selber nicht länger den Tod Rubens.

„Das laßt Euch nicht gereuen,“ antwortete Esther, indem sie sich erhob, „wählte die Vorsehung Euch als Mittel, um der irdischen Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen, so erkennt es dankbar an, wie es alle diejenigen anerkennen, deren Thüren so lange einem hinterlistigen Verräter und Mörder geöffnet gewesen.“

Sie reichte Walter die Hand.

„Ich will nach Hause,“ fuhr sie erregt fort, doch offenbarte herzliches Wohlwollen sich in ihrer Stimme, „ich hoffe, Euch heute noch bei uns zu sehen. Bis dahin lebt wohl!“

Von Walter begleitet, trat sie vor die Thür hinaus und zu ihrem Pferde. Gleich darauf ritt sie gesenkten Hauptes heimwärts.

Bevor sie das elterliche Haus erreichte, wurde sie von Walter eingeholt. Nach den erschütternden Mittheilungen hatte es ihn nicht länger in seiner Hütte geduldet. Er mußte wissen, inwieweit die von Esther angeregten Befürchtungen sich der Wahrheit näherten.

„Ich habe Euch erwartet,“ redete Esther ihn an, als er sein Pferd neben das ihrige lenkte, „fand man Ruben, so ist es ratsamer, Ihr legt Euer Zeugnis auf frischer That ab, damit die Gemüther sich nicht unnötig über die Sicherheit der Kolonie beunruhigen.“

„Ich kann's nicht glauben,“ antwortete Walter düster, „das Bewußtsein, daß von meiner Hütte aus der Tod in die friedliche Landschaft getragen worden —“

„Auch ich glaubte einst, den Gedanken an ein schwarzes

Verbrechen, verübt in unserer Nachbarschaft, nicht fassen zu können,“ unterbrach Esther ihn träumerisch, „und dennoch mußte ich mich daran gewöhnen. Ich trug damals, wenn auch ahnungslos, gleich Euch meine Schuld an der graufigen That, als Ihr seht an der gerechten Strafe. Denn wißt, dem treuen Manne, der auf Euerm Farmboden schlummert, hatte ich mich mit Herz und Hand verlobt, und das war sein Verbrechen.“

Sie neigte das Haupt und sah traurig vor sich nieder. Erschüttert betrachtete Walter sie. Jetzt begriff er vollständig ihr rätselhaftes Wesen. Er gedachte der toten Gattin, und verglich den eigenen Schmerz mit dem seiner Begleiterin.

Als sie nach Kendriks Hof hinaufbogen, erliefen Esthers Mutter in der Hausthür.

„Ein neuer Mord,“ rief sie klagend aus, „sie haben Ruben mit zerschossenem Kopf heimgebracht. Der Vater ist hinüber, um die Verfolgung des Mörders zu leiten.“

Esther und Walter wechselten einen Blick des Verständnisses. Erstere richtete einige Worte der Verwünschung an ihre Mutter, Walter begrüßte kühnlich seine Kinder, die zutraulich die Farmerfrau umstanden, dann ritten sie in scharfem Trabe davon.

Als sie nach einer halben Stunde auf Rubens Farm eintrafen, fanden sie dieselbe von herbeigeeilten Nachbarn reich belebt. Schreden und Grimm waren an allen Physiognomien ausgeprägt; wilde Drohdrohungen wurden gegen denjenigen ausgestoßen, der den patriarchalischen Frieden der Ansiedelungen aufs erschüttert hatte.

„Wir kennen den Mann, welcher die That beging,“ versicherte Esther, mit Walter unter die auf dem Boden Versammelten tretend, „bevor aber irgend welche Einschlässe gefaßt werden, wünschen wir unsere Zeugnisse abzuliegen.“

Sie zögerte, sich gleichsam weidend an der Spannung, mit welcher alle Blicke an ihren Lippen hingen, denn fragte sie ruhig:

„Wie fand man Ruben?“

„Mit zerschossenem Kopf,“ antwortete ihr Vater heftig, „auf dem Rücken lag er; zum Hohn hatte der Mörder mittelst eines Dorns ein Stückchen Wildleder auf seine Brust geheftet.“

Esther senkte tief auf.

„So ist alles gut,“ sprach sie sichtbar erleichtert, „unser neuer Nachbar wird die erforderlichen Aufklärungen erteilen. Aber zunächst zeigt uns den Lederstreifen; dann mag jemand den Lederrock heroorholen, welchen Ruben vor Jahren trug und der, so Gott will, noch nicht verloren gegangen.“

Obwohl man das Verlangen nicht begriff, wies Esthers ruhige Entschiedenheit so überzeugend, daß bald gleich mehrere Farmer sich in das Haus begaben und nach kurzer Zeit mit den gefundenen Gegenständen wieder im Freien erschienen.

„Nun prüft,“ fuhr Esther alsbald fort, „ob der Lederstreifen, durch welchen der Thäter seine Verleumdung abhichtlich oder unabhichtlich feststellte, in irgend einer geschnittenen Öffnung des Jagdhemdes paßt.“

Man suchte nicht lange, und als man noch ringend dem Erstaunen über den befreundenden Umstand laut Ausdruck verlieh, forderte Esther Walter auf, das zu berichten, was sie selbst kurz zuvor von ihm erfahren hatte.

Walter säumte nicht. Mit beinahe atemloser Spannung lauschten die verwitterten Gestalten seinen Worten. Auf ihren harten Zügen prägte sich aus, daß ihre arglosen

mütter sich lange sträubten, die gegen Ruben vorgebrachte schrecklichen Anklagen zu glauben. Als er aber vor aller Augen den Lederstreifen noch einmal in die Öffnung Rodes passte, da schwanden die letzten Zweifel, in auch niemand sich die Ursache zu erklären wußte, halb Ruben einem fremden Wanderer feindlich hergestellt haben sollte.

So will ich offenbaren, was ich so lang als Geheimnis mit mir herumtrug,“ entgegnete Esther auf die Einwände, und wie eine Blutwelle schoß es in ihres Antlitz, während die Lippen vor schmerzlicher Bewegung bebten, der Mann, welchem ihr vor vier Jahren die letzte Ehre erwieset, der Mann, der keinem Irrtum ein Leid hätte antun können, der Mann, dessen einzige Lebensfaser Treue und Redlichkeit, dieser ige Mann sollte Euch ein rechtschaffener Nachbar sein. So war es zwischen ihm und mir verabredet worden. Nun urtheilt, wenn allein daran gelegen sein würde, jenen Armen aus dem Wege zu räumen, nach- dem er uns zuvor belauschte, sich Kenntniss von unsern Lebensplänen verschaffte.“

Die Bewegung drohte Esther zu übermannen. Sie schritt sichtbar nach Fassung, dann schritt sie in aufrechter Haltung zu ihrem Pferde hinüber. Gleich auf sah man sie langsam heimwärts reiten, weinend blickten alle nach. Mancher erwog, wie schwer sie die letzten Jahre hindurch an dem heimlichen Kummer tragen gehabt, mancher mochte bereuen, ein solches Urtheil über ihr Interesse, abgeschlossenes sein gefällt zu haben.

So hat Gott ihn selber bestraft,“ brach Kendrick sich das Schweigen, mit Grauen vergegenwärtigte er sich, daß er selbst Verwübungen umher wenigstens nicht adgewiesen hatte; „ja, der Herr hat ihn gerichtet, uns aber liegt kein Grund vor, den jungen Wilden zu verfolgen.“

Er reichte Walter die Hand. Ihr hingegen, der Ihr, wenn auch ahnungslos, die Hand zu einem Gottesgericht botet, Ihr sollt uns als Nachbar doppelt willkommen sein.“ In tiefster Stimmung löste die Versammlung auf. Man traf noch einige kurze Verabredungen, Verdingung des Erschossenen betreffend, dann besaßen alle ihre Pferde, um an den heimatlichen Herd zurückzulehren.

Am wenig später, da lag die Farm still und verödet; denn auch der Arbeiter, welchen Ruben in seinen Arm genommen hatte, scheute sich, mit dem toten Leibe der Nacht unter demselben Dache zu verbringen. Er für die Tiere sorgte er noch, dann eilte er durch sich verdichtende Dämmerung zum nächsten Nachbar hinüber. —

4.

Scharfer Frost hatte die Erde in starre Fesseln gelegt, es ruheten Grabstätten und Pflug. Lustig erklang dagegen der Schlag der Art in Waldstreifen und Sämen, wo man sich mit dem Herstellen von

Einfriedigungsriegeln eifrig beschäftigte und Brennholz für die Tage fällte, in welchen tiefe Schneelagen den Verkehr im Freien erschwerten.

Wochen waren verstrichen, seitdem man Ruben auf abgelegener Stätte beerdigte, nur selten sprach jemand noch von ihm. Seine Farm war in den Besitz eines fern lebenden Verwandten übergegangen, der indessen seine Ansprüche an einen Dritten verkauft hatte. Wenn dieser im Frühling eintraf, durfte man hoffen, daß unter seinen fleißigen Händen bald die letzten bösen Erinnerungen verwischt werden würden, welche sich an die vereinsamte Heimstatt knüpften. Und vereinsamt war sie vollständig, nachdem die Nachbarn sich des herrenlosen Viehstandes erbarmt hatten, um ihm wenigstens durch den Winter zu helfen. —

Auch Walter, der es noch immer nicht über sich hatte gewinnen können, seine Kinder dem überaus behaglichen Heim auf Kendrick's Farm zu entreißen und zu sich zu nehmen, füllte seine Zeit mit Holzfällen aus. Eine Anzahl Riegel und Pfähle hatte er zu den beiden Gräbern hinaufgeschafft und mittelst derselben nach Landesart eine feste Einfriedigung um dieselben hergestellt. Seitdem er wußte, in welcher Beziehung Esther zu dem dort schlafenden Manne gestanden hatte,

betrachtete er es als seine nächste Aufgabe, ihren mit Rücksicht auf die Grabstätte ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. —

Der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu, und Schneefall verkündend wölbte der graue Himmel sich über der stillen Landschaft. Eifrig hatte Walter gearbeitet. Nur noch wenige Riegel waren einzufügen, dann wollte er heimkehren. Ernsten Betrachtungen hingegeben, war ihm entgangen, daß Esther bei der Hütte eingetroffen war, dort ihr Pferd angebunden und sich alsbald zu Fuß auf den Weg zu ihm begeben hatte. Erst als sie nur noch eine kurze Strecke von ihm entfernt, wurde er ihrer ansichtig.

„Noch weniger Minuten Arbeit,“ rief er ihr nach kurzem Gruße freudig überrascht zu, „und der schwerste Schneesturm erschüttert die Einfriedigung nicht mehr.“

„Das ist freundlich von Euch,“ antwortete Esther, indem sie zu ihm herantrat, „wohl erwartete ich diesen Liebesdienst, allein daß Ihr so schnell damit zu Werke gehen würdet, konnte ich freilich nicht ahnen.“

„Es liegt Schnee in der Luft,“ versetzte Walter, ohne die Arbeit zu unterbrechen, „und wäre der heruntergekommen, bevor ich fertig geworden, hätt's Monate bis zur gründlichen Herstellung dauern können.“

Esther war an die Einfriedigung getreten, und sich mit den Armen auf dieselbe lehrend, betrachtete sie schweigend den Hügel, unter welchem der Geliebte schlummerte.

Walter beendigte seine Arbeit, und noch immer sah Esther schwermütig vor sich nieder. Die nach dem Befestigen des letzten Riegels eintretende Stille mochte sie aus ihren Träumen ermuntern, denn zu Walter hinüberschauend, der sie mit unverkennbarer inniger Theilnahme betrachtete, winkte sie ihm neben sich hin.

„Dies ist ein heiliger Altar,“ sprach sie mit vor



Wehmut zitternder Stimme, „Ihr verloret eine heiliggeliebte Gattin, werdet mich daher verstehen, wenn ich sage, daß ich mein Herz zu dem Teuren ins Grab legte, werdet das, was ich Euch jetzt anvertraue, als aus den reinsten Beweggründen entspringend, als ein Vermächtnis des treuen Toten betrachten.“

Sie richtete sich auf und blickte frei und offen in Walters ernstes Antlitz, dann fuhr sie fort:

„Als ich damals zu dem vollen Bewußtsein meines Verlustes gelangte, leistete ich einen Schwur, alles in meinen Kräften Stehende aufzubieten, daß der feige Mörder zur Rechenschaft gezogen werde. Ich war sogar entschlossen, demjenigen, der zu seiner Bestrafung beitragen würde, wenn er es verlangen sollte, eine treue Frau zu werden. Jene wilden Nachgedanken sind jetzt eingeschlummert; ich fühle, dieselben waren des Andenkens des Verstorbenen nicht würdig; denn in seinem Herzen fanden neben stolzem Mannesmut nur noch Milde und Sanftmut Platz. Und so habe ich denn eben eine ernste Frage an ihn gerichtet, ich habe ihn angefleht, mir den Weg zu zeigen, den ich nunmehr zu wandeln habe. Seine Antwort hat er mir nicht vorenthalten; sie lag in dem Frieden, der in meine Brust einzog, als ich zu einem festen Entschluß gelangte. Ich wiederhole, mein Herz liegt da unten bei dem Geliebten; und doch sind noch warme Regungen in meiner Brust zurückgeblieben, das habe ich in den letzten Wochen unzweideutig erfahren, ich meine die Regungen einer recht herzlichen Freundschaft und die einer opferwilligen Liebe zu den in meinem Schutz befindlichen kleinen Waisen. Mit Euch steht es ähnlich, das beweist Euer Gram um eine unvergeßliche Tote. Und so mag ich denn ohne Besorgnis, von Euch mißverstanden zu werden, vor diesem Altare vertrauensvoll zu Euch sprechen. Nicht daß Ihr mittelbar dazu beiträgt, daß ein schwarzes Verbrechen gesühnt wurde, sondern aus Liebe zu den kleinen Waisen, aus Freundschaft für Euch und aus treuer Pietät für unsere geliebten Toten, die in diesem Augenblick uns vielleicht umschweben, erkläre ich, daß ich bereit bin, die Mutter Eurer Kinder zu werden, Euch aber eine gewissenhafte Gattin. Antwortet mir jetzt nicht,“ sprach Esther weiter, und helle Thränen rannen über ihre Wangen, als sie in Walters Antlitz mit tiefer Wehmut gepaartes freudiges Erstaunen entdeckte, „zu einer endgültigen Entscheidung in einer so schwerwiegenden Frage nach der einen oder der andern Richtung hin bedarf es einer langen und reiflichen Überlegung. Laßt zuvor den Winter dahingehen; und wenn wieder liebliches Frühlingsgrün unsere Gräber schmückt und Ihr glaubt, daß wir mit den gleichen Bestimmungen zueinander gehören, dann wollen wir uns die Hände reichen in der ernsten Hoffnung, daß auch in uns selber ein neuer milder Frühling erwache, ein stiller Friede in unsere Herzen einziehe. Bis dahin aber — ich bitte Euch darum — laßt mir die Kinder.“

„So will ich Euren Räte folgen,“ antwortete Walter treuherzig, während seine ehrlichen Augen einen eigentümlich feuchten Glanz erhielten, „bis zum Frühling sollen die Kinder Euch bleiben, bis zum Frühling mag die Entscheidung um Eures Wunsches willen ausstehen, wohl aber darf ich schon heute offenbaren, daß Eure Worte mich berührten wie ein frommer Segensspruch, mir zugesendet aus einem fernem einsamen Grabe, zu mir emporgesendet aus einem treuen Herzen unter diesem Hügel hervor,“

Esther faltete die Hände und lehnte sich wieder in die Einfriedigung. Walter folgte ihrem Beispiel. Lange, lange betrachteten sie den Grabhügel, achteten nicht darauf, daß vereinzelte Flocken niedersiefeln begannen, wie um den Hügel zu bedecken. Das Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen ihren Blicken zu entziehen.

Endlich richtete Esther sich wieder empor. Walter schaute ihre Augen in die Walters, indem sie die Hand reichte.

„Ich handelte in seinem Sinne,“ sprach sie leise, „denn so beruhigt, wie jetzt, bin ich noch nie von der geweihten Stätte fortgetreten. Doch nun kommt, ich fühle, daß sein Segen uns begleitet immerdar.“

Hand in Hand begaben sie sich nach der Hüterin. Kein Wort sprachen sie miteinander. Doch den wehmütigen Betrachtungen, welchen beide hingegeben hatten, keimte es schon jetzt, wenn man erst schüchtern, wie verheißendes Frühlingsgrün bemerkte.

Ein wenig später, da ritten sie nach Kendrills Gehöft hinüber. Dichter rieselten die Flocken nieder, ein winterlich gelbgraue Gras in blendendes Weiß. Zärtlicher, als an diesem Abend, hatte Esther die blondlockigen Engelköpfe noch nie an ihr Herz gedrückt, unmiger denn je zuvor erfreute Walter die dem Wilde, welches Esther im Verein mit dem Kinde ihm bot. —

Und der Frühling kam und die Wiesen und Wälder grünten, da verbreitete sich in der Kolonie die Kunde, daß Esther und Walter sich zusammengenommen. Man wunderte sich kaum noch; denn es war niemand entgangen, daß Esther seit dem Eintreffen des neuen Nachbarn allmählich eine andere geworden. Keiner befand sich in der Kolonie, welcher dem neuen Schaffenen und betriebamen Walter sein Glück begönnt hätte. —

Herr Martin.



Wer kennt nicht den dicken Gerechtshändler in der Kolonie mit seinem stattlichen Bündel seinem Vollmondsgeßicht und dem strahlenden Lächeln darin? Die Welt kennt ihn, erachtet sich ihm und alle Welt hat ihn gekannt und wenn er unter seiner Thür steht und ruft den Vorübergehenden sein liches „G'n Morgen, G'n Morgen“ zu (beim Gehen hat er alle andern Tageszeiten abgeschafft), so man nicht anders, man muß bei ihm stehen bleiben und mit ihm plaudern. Er weiß immer alle weltlichen Neugierigkeiten und hie und da auch die weltlichen, und ehe man sich's versteht, ist man in

den hineingeschwaht, und ehe man sich irgend was gekauft hat, kommt man auch nicht mehr hinaus: Cigarren, Tabak, oder sonst eine Kleinigkeit, wäre es nur eine Schachtel schwedische Rindhölzer. Denn, alles in seinem Laden ist gut und billig, und o Pfennig geben auch eine Mark, und so hat er Martin nach und nach ein kleines Vermögen sammengelacht und zusammengeplaudert.

Herr Martin hat, neben einer Anzahl von bürgerlichen und Privat-Tugenden, eine einzige Untugend, die man solch kleine Schwäche, die das Leben erstert, Untugend nennen will. Diese Untugend ist, daß er jedesmal am ersten Sonntag im Monat, wenn eine gute Bilanz gemacht hat — und er macht selten eine schlechte — mit der Straßendampfbahn nach . . . fährt, in der „Karlsburg“ zu Mittag speist, und abends regelmäßig mit einem kleinen, aber stets ständigen Stips in die Residenz zurückkehrt. Das stellt er aber auf das entschiedenste in Abrede, als in seinem Leben ein kleines Käuflein gehabt haben, und weiß die

Zustand der Bevölkerung mit köstlichem Humor jedesmal auf die geheimnisvolle und unbegreifliche Ursachen zurückzuführen.

Am ersten Montag im Oktober 188 . . . ersuchte nachmittags vier den Kaffee-Gästen der Gesellschaft „Frohstimm“ eine ungewöhnliche Aufregung, und Herr Martin war am Abend zuvor nicht seinem gewöhnlichen anständigen Monats-Stips, sondern in dem Zustande gesehen worden, der vollständig richtig war, auf die Zeichnung eines kapitalen Kaufmanns Anspruch machen. Zwei seiner Freunde waren nämlich einer Droschke begegnet, die im scharfen Trab von dem D . . . er Thore die Kaiserstraße hinunterraselte, und in welcher zu ihrem schloßen Erlaunen Herr Martin barhäuptig zwischen zwei Dragonern saß, oder vielmehr lag, und offenbar nicht nur in den Armen seiner kriegerischen Begleiter, sondern auch in denen des Schlummergottes lag. Die beiden Dragoner lachten und sangen, und auf dem Rückwege saß ein dritter, der auf der Spitze seiner Säbelscheide Herrn Martins Hut wie eine Trophäe schwang.

Der Gegenstand wurde ein langes und breites gesprochen und belacht, und eben sagte der Herr Resistor Stecher: „Heute kommt er gewiß nicht, er muß einen kolossalen Kagenjammer haben.“ — und er Herr Sensfabrikant Nudelmaier meinte: o, er sei nur begierig, wie der Martin sich diesmal herausreißen werde — da ging die Thüre auf und herein trat, wie der Wolf in der Fabel, Herr Martin. Er gab sich offenbar Mühe, so fröhlich und wohlgenut zu erscheinen, als hätte er den ganzen Sonntag nur Buderwasser getrunken und Psalmen gesungen; er

versuchte es sogar, seinem Gange eine leichte tänzelnde Bewegung zu geben und stieß aus seiner Cigarre Rauchwolken, was bekanntlich bei einem Kagenjammer eine reine Unmöglichkeit ist. Nur seine kleinen Auglein schienen ein wenig trübe und seine Nasenspitze hatte eine etwas lebhaftere Färbung angenommen.

„G'n Morgen, g'n Morgen,“ grüßte er mit etwas belegter Stimme und hing seinen Hut an den Nagel; „Frisch, meinen Kaffee, aber ganz schwarz, wenn ich bitten darf, und einen Cognac. Ich weiß nicht — hu, hu, hu, — ich muß mir den Magen etwas erkältet haben.“

„Kein Wunder,“ rief sein Freund, der Bäckermeister Kimmml, „kein Wunder, du hast gestern in der Droschke bei deinen Dragonern mit offenem Maul geschnarcht, daß du bei dem Winde wohl hast den Magen erkältet können!“

Die ganze Gesellschaft lachte.

„Ja, lachet nur,“ sagte Herr Martin und legte mit einem leisen Schauder seine brennende Cigarre weg, „ja lachet nur. Ubrigens weiß ich nicht, was ihr von Dragonern und Droschken faselt.“

„Was, du willst auch noch leugnen?“ lachte Herr Kimmml. „Bin ich dir nicht selbst begegnet mit deiner Ehrenwache?“

„Was, du mir begegnet, und ich in einer Droschke mit Dragonern? Kimmml, ich glaube, du hast gestern ein wenig zu viel von dir selber hinter die Binde gegossen. Na, einerlei, aber doch ist mir gestern etwas passiert, was in psychologischen und chemischer Beziehung höchst merkwürdig ist. Hört nur!“

Die Gesellschaft drängte sich in gespannter Erwartung, „wie er sich jetzt wieder herausbeissen werde“, um den dicken Herrn, und dieser erzählte, und seine Auglein blühten wieder lustig und um seinen Mund zuckte wieder der alte Humor:

„Fahre ich also gestern mit der Straßenbahn nach D . . . und speise in der „Karlsburg“ zu Mittag. Gesellschaft gut, Essen gut, wie immer; Wein famos. Nur Kohlraut hätte ich keins essen sollen. Es ist psychologisch und — chemikalisch höchst merkwürdig, welche eigentümliche Erscheinungen sich anfern, sobald meine Natur mit Kohlraut eine chemische Verbindung eingeht. Beim Weine stelle ich meinen Mann, und von Euch hat mich gewiß noch keiner mit — mit einem Haarbentel gesehen! Was?“

„O nein! So etwas kommt niemals vor!“ lachte die Gesellschaft durcheinander.

„Ich trinle — natürlich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten — meine zwei Flaschen Wein, und bin so nüchtern, als hätte ich Wasser getrunken. Setze ich aber eine einzige Gabel Kohlraut drauf, so ist der Teufel los.“



„Kaum spürt der Wein das Kohlraut, so geht er mit ihm eine chemische Verbindung ein. Die Weinsäure verbindet sich mit dem Kraut und schlägt sich in meinem Magen als Sauerkraut nieder, der Kohl aber wird frei und steigt mir in den Kopf! Wissen Sie, meine Herren, was das heißt: Kohl im Kopfe und Sauerkraut im Magen? — Kohl im Kopfe, — Kümmel, das mußt du aus Erfahrung wissen — Kohl im Kopfe verwirrt die Gedanken und macht dummt, und Sauerkraut, wenn es nicht durch ein Schweinerippchen neutralisiert wird, ist für meinen Magen Gift. Und ist es ein Wunder, wenn einem bei einer solchen Einguartierung ganz außerordentliche Dinge passieren müssen?“

Die Gesellschaft war vollständig damit einverstanden, daß es allerdings kein Wunder sei, und nachdem sich die Heiterkeit über diesen merkwürdigen chemischen Prozeß gelegt hatte, fuhr Herr Martin fort:

„Und nun, meine Herren, denk! Euch mein Pech! Ich hatte eben meiner ersten Flasche den Garaus gemacht und die zweite entkorkt, da setzt das Ungeheuer von Kellner gerade vor meine Nase eine große Platte Kohlraut mit Hammelrippchen auf den Tisch. Kohlraut mit Hammelrippchen, meine Leibspeise, die meine Frau mir jedesmal aufischt, wenn wir einen kleinen Stuß miteinander gehabt haben, und wenn sie mich wieder versöhnen will. Daß Adam dem Evas Apfel nicht widerstehen konnte, ist ein Beweis, daß er ein miserabler Bantoffelheld war, ob schon es damals noch keine Bantoffeln gegeben hat. Ja, wenn am Baume der Erkenntnis statt der Apfel Kohlraut mit Hammel-

rippchen gehangen wären, dann wäre Adam vollständig entschuldigt gewesen. — Und da stand die verführerische Platte vor mir und das Kohlraut und die Hammelrippchen wetteiferten förmlich, meine Nase mit einem paradiesischen Wohlgeruch zu kitzeln. — Und — meine Freunde, da mußte ich wieder die Erfahrung machen, was der Mensch für ein schwaches Geschöpf ist. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert — ja, das ist ein wahres Sprichwort. „Martin“, sagte ich zu mir, „du wirst doch nicht so schwach sein und dich von einer Platte Kohlraut verführen lassen? Martin, du weißt, was es für Folgen hat,“ und indem ich dieses zu mir sagte, hatte ich bereits ein Hammelrippchen mit Kohlraut gepeist. „Pui, Martin, schäme dich, sei ein Mann, ich muß mich nicht vor dir selber schämen!“ Aber aller Zuspruch nützte nichts, Martin füllte seinen Teller zum zweitenmale, sodas ich allen Respekt vor ihm verlor. „So, jetzt geschieht dir ganz recht, wenn du heute noch ein

Malör hast, du . . . du . . .“ nein, ich mag es nicht sagen, was ich ihm für einen Ehrenitel gab, im Zorn über solch ein unmännliches Benehmen trat ich noch einen Pfiff Extrawein und setzte eine Tasse schwarzen Kaffee drauf.“

Es war 4 Uhr, als ich mit banger Ahnung meinen Heimweg antrat. Ich war aber noch nicht weiter gekommen, als bis zum „Schwanen“, da fing's schon an. Ich that einen Knaller: Krach! Krach! daß ich erschrocken stehen blieb, und richtig, zwei Westentücher waren abgesprungen. Der chemische Prozeß hatte begonnen. Ich spürte ordentlich, wie sich das Sauerkraut in meinem Magen niederschlug und im Kopf wurde mir's bereits ganz kobligh. Da lagen sie vor meinen Füßen, zwei Perlmutterknöpfe. Was wollte ich machen? Mit halboffener Weste durch die Straßen laufen, und auch noch an einem Sonntag, wäre ein K . . . . . er Bürger nicht anständig gewesen



und ohne Knöpfe zu meiner Frau nach Hause kommen — nein, es war unmöglich. So entschloß ich mich denn, in „Schwanen“ einzutreten und mir die Knöpfe wieder annähen zu lassen. Ich machte mehrere verunglückte Versuche, die Knöpfe anzufädeln, aber der Henker mag sich hüden, wenn ich in der „Karlsburg“ um Mittag geessen hätte und zudem war ich mit der Gegenstand der Heiterkeit für einen hochachtungsvollen D . . . . . Gassenjungen, der meine Turmuhren mit lautem Gelächter begleitete.

„Du, Kleiner,“ sagte ich, „sei doch so gut und hebe mir die Knöpfe auf.“

„Der kleine Sohn grinst mich an und sagt, er wolle es thun, wenn ich ihm ein Zwanzigpfennigstück schenke, er habe keinen Vater und keine Mutter mehr — ich glaube, der Schlingel hat niemals welche gehabt — und habe seit acht Tagen nichts Warmes mehr gegessen. Was wollte ich machen? Die Knöpfe mußte ich haben, — ein weiches Herz für Waisen habe ich auch, und so gab ich ihm die zwanzig Pfennig. Und nun, meine Herren, geschah etwas Merkwürdiges, etwas Unglaubliches. Kaum hatte die elternlose Waise das Geldstück empfangen, so streckte sie mir die Zunge heraus und ramte hinein, als ob der Kopf ihr brenne. Meine Westentücher aber blieben im Kote liegen. Da lagen sie und das kleine Ungeheuer machte mir aus sicherer Entfernung eine Nase.“

„Dieses Benehmen der kleinen undankbaren Nage ist psychologisch höchst merkwürdig, wie überhaupt die D . . . . . er Gassenbuben äußerst interessante Geschöpfe sind, und die Darwin'sche Theorie über die Abstammung von den Affen bestätigen.“

Die Frau Schwanenwirtin hatte vom Fenster aus in Unglück mitangesehen und lud mich freundlich bei ihr einzutreten, sie wolle mir den kleinen Knopf gerne ausbessern. Der Hausknecht hob verdammten Knöpfe auf, wofür ich ihm ebenfalls Pfennig in die Hand drückte. — Im „Schwanen“ ist mich nicht länger auf als notwendig war, eine Knöpfe annähen zu lassen und ein Viertel zu essen, das heißt für jeden Knopf eines. Es war mir nur eine kleine Aufmerksamkeit, ein Akt der Dankbarkeit für die Freundlichkeit der Frau Schwanenwirtin. Als ich wieder auf die Straße kam, fiel in erster Blick auf die elternlose Waise, die ganz sittlich auf der Stoppel saß und ernst an einer unendlichen Cigarre zog, — wahrscheinlich um etwas Armes in den Leib zu bekommen. Ich bin sonst sehr hitziger Natur, aber sei es, daß das Knopfmachen mich so aufgereggt hatte, oder daß der mir in den Kopf gestiegene Kohl zu wirken anfang, genug, ich — ein physiologisch höchst merkwürdiger Fall — eine solche Wut, daß ich dem hoffnungsvoollen Gewächs eine Maulschelle gab, die ihm die Cigarre funkenstreuend nach Osten und die Schwärze nach Westen fliegen machte. — Die Maulschelle war ein strategischer Fehler, das fühlte ich im Augenblick, sie war eine Kriegserklärung, ehe ich selbst zum Kriege gerüstet war, gerade wie es die Franzosen gemacht haben anno 70. Und richtig, kaum war der Schlag geschehen, so erhob der kleine Hund ein so schreckliches und mörderisches Geschrei, daß alle Fenster der Nachbarschaft aufgerissen wurden. „Wart nur,“ brüllte die elternlose Waise, „das sag' meinem Vater!“ und von einem Dachfenster unter schrie eine gellende Weiberstimme: „Sie er Giel, was schlägst du meinen Buben!“ Offenbar liebenswürdige Mutter des armen Waisenkindes. Bald gleich darauf stürzte sie aus der Hausthüre mit einem Besen in der Hand. Da die Vermutung in der Luft aufdämmerte, der Besen habe weniger die Bestimmung, die Straßentrassen zu reinigen, als vielmehr mit meinem Rücken Bekanntschaft zu machen, da zugleich aus den Seitengassen ein weiteres schreiendes Waisen auf dem Kampfplatze erschien und ebenfalls ein Gebrüll erhob, ohne eigentlich zu wissen warum, so fand ich es geraten, der Übermacht zu weichen und Fersengeld zu geben.

Ich rannte der Eisenbahn zu, verfolgt von der stehenden und schreienden Meute, und schon fielen ersten Geschosse neben mir nieder, da erhielt ich erwartete Hilfe von drei Dragonern, die mir den Rücken deckten. „Wollt ihr den alten Herrn in Ruhe lassen, ihr Teufelsbuben!“ schrie einer, und da ich nun beim „Badischen Hofe“ angekommen war, so oben mich meine Ketter in die Wirtsstube und ich in Sicherheit. Draußen krachte das Gesindel eine Zeitlang, da aber die Festung gut verproviantiert war und nicht so leicht ausgehungert werden konnte, so gab der Feind die Belagerung auf und zog ab.

Meine drei Dragoner liefen, natürlich auf meine Einladung, Essen und Trinken kommen und wurden sehr ergetzt. Jetzt aber hatte der chemische Prozess zwischen dem Kohltraut und der Weinsäure eine höchste Entwicklung erreicht, der Kohltraut lüfte mir offenbar aufs Hirn, denn ich kann mich nicht mehr noch dunkel erinnern, daß ich den Dragonern eine Karte gegeben, und mit ihnen Brüderschaft geschlossen habe. Auch das weiß ich noch, daß ich sie zur Straßenbahn führen mußte, denn die armen

Kerls hatten sich offenbar, mir zulieb, betrunken. Und nun, meine Herren, kommtem physiologisches Rätsel, das ich nicht zu lösen vermag.

„Ich neige mich sogar zu der Ansicht, daß ich die ganze Geschichte nur geträumt habe, denn höret nur und staunet: Auf einmal wache ich auf mit einem dumpfen Druck im Kopfe, und wie ich mir die Augen reibe, wo bin ich? In meinem Bette, es ist heller Tag, die Schwarzwälderuhr schreit neunmal Ruduck, und neben dem Bette sitzt meine Frau und sagt nichts als: „Aber Martin!“

„Aber Martin!“ jubelte die ganze Gesellschaft.

„Ja, aber Martin!“ so sagte sie. — „In meinem Leben esse ich kein Kohltraut mehr!“ —

Eine Gespenstergeschichte.



In Karlsruhe geschehen sonderbare Dinge; zum Teil über, zum Teil unter der Erde. Diesmal unter der Erde.

Es war in einer schwülen Sommernacht, so zwischen 11 und 12 Uhr, da Herr Josef in seinem Bette lag und träumte. Im Traume sah er im „Krokolil“ an seinem Stammtische und hatte einen schäumenden Gumpen „Münchner“ vor sich und trank und trank, und je mehr er trank, desto größer und voller wurde der Bierkrug, und je größer und voller der Krug wurde, desto größer wurde sein Durst. Als aber der Krug so groß geworden wie ein öhmiges Fäßlein, daß er ihn nicht mehr halten konnte, hatte sein Durst sich so gesteigert, daß er's nicht mehr aushalten konnte, und — erwachte.

„Ah!“ seufzte er, und die Zunge klebte ihm am Gaumen; „ah! der verfluchte gesalzene Hering!“ Bei diesem undantbaren Bornesausbruch gegen den harmlosen Meerbewohner, der ihm — allerdings etwas unzeitig — zu einem so schönen, neuen Durst verholzen hatte, tappte er instinktmäßig mit der Hand nach der Wasserflasche auf dem Nachttischchen, als ob auf diesem nützlichen Möbel jemals eine Wasserflasche gestanden wäre. Er that es auch nur pro forma, um sein Gewissen zu beruhigen.

„So muß ich halt wieder einmal in den Keller,“ murmelte er, schlüpfte ganz vorsichtig und leise in den Schlafrock, nahm die Pantoffeln in die Hand, machte einen großen Umweg um die Bettlade seiner Frau und duffelte zur Thüre hinaus.

In der Küche nahm er den Kellerchlüssel vom Nagel, ein Glas aus dem Fensterle, zog die Pantoffeln an und schlurpte die Treppe hinunter, dem Keller zu.

Er mußte diese nächtliche Promenade schon zum öftern gemacht haben, denn er verfolgte seinen Weg mit der Sicherheit eines Nachtwandlers, und bald war er wohlbehalten an dem Hahnen eines zweiöhmigen Fäßleins zweiundachtziger angelangt.

„Ah!“ seufzte er behaglich, nachdem er das erste Glas getrunken hatte „ah! famos! Ist doch eigentlich ein braves Tier, so ein gesalzener Hering! Jetzt noch ein Glas auf das Wohl meiner Alten in ihrem

Bette da droben! Wie das erfrischt und kühl! Schmeckt einem im Keller doch am besten! Prosit, Alte! Angenehme Träume! Jetzt noch ein Glas auf unsern guten alten Kaiser! Ah, das ist ein Weinchen! Ausgetrunken meine Herren! Unser Kaiser hoch! Ein Schuß, wer sein Glas nicht leert! Und jetzt noch ein Glas für . . . . .!

Doch während der Herr Gemahl im tiefen Keller ein Glas Wein um das andere leerte, und an eine imaginäre Versammlung Patrioten begeisterte Reden hielt, lag seine Frau oben im zweiten Stock einsam und verlassen in ihrem Bette und träumte ebenfalls. Sie sah im Traume im Stadtgarten am See, und der See war gefüllt mit köstlicher kühler Pimnabe, und an dem Ufer war ein ganzer Berg von Himbeereis, und um ihren Durst zu stillen, aß sie von dem Eisberge und trank aus dem See, allein je mehr sie aß und trank, um so größer wurde ihr Durst, und am Ende

konnte sie es ebenfalls nicht mehr aushalten und erwachte: „Ah,“ seufzte sie, „der verfluchte gefaltene Schinken! — Josef, ein Glas Wasser! O, der schläft wie ein Murmeltier, da muß ich mir schon selber helfen!“ Damit schlüpfte sie in Unterrod und Pantoffeln, und schlich sich ganz leise zur Thüre hinaus in die Küche.

„Kein Tropfen Wasser im Kübel! die Katharine wird doch jeden Tag liederlicher! Na, wart' nur! Und der Kellerschlüssel nicht am Nagel? Den hat der Josef wieder stecken lassen! In den Mann ist keine Ordnung zu bringen! Aber der Durst! Muß eben selber hinunter!“ Frau Christine nahm ein Glas aus dem Kensterle und huschte durch den finstern Hausgang nach der Kellertreppe.

Herr Josef hatte inzwischen im Keller eine ganze Reihe patriotischer Toaste ausgebracht und an die leeren Fässer und Kartoffelsäcke, welche die Zuhörerschaft bildeten, eine sehr glänzende Wahlrede gehalten, die sogar etwas ins Demokratische schillerte. Eben schloß er seine Rede, und indem er dem neben ihm stehenden gefüllten Kartoffelsack auf die Schulter klopfte, rief er: „Mei—meine Herren! Das ist unser Mann! Ein Pa—Patriot vom reinsten Wa—Wasser—Wein, wollt' ich sagen. Ein Ma—Mann fürs Volk! — Keine Zö—Zölle, nichts von . . .! Doch stille, meine Herren! Ich glaube wir we—werden u—unterbrochen!“

Und richtig, durch die Stille der Nacht hörte man ganz deutlich, wie die obere Kellertüre in ihren verrosteten Angeln kreischte. Und jetzt kam es in einem schlurpenden, schleppenden Gang die Kellertreppe herunter, und durch den dunkeln Keller schwebte wie eine leuchtende Wolke eine weiße Gestalt gerade auf das Häpchen zu, mit dem Herr Josef sich so angenehm beschäftigt hatte.

„Alle guten Geister, ein Gespenst!“ murmelte Herr Josef und ward mit einem Schlage nüchtern. In einem Sprung war er bei dem Reichthagsständer und duckte sich hinter dem Kartoffelsack nieder. Das Gespenst kam immer näher, und dem armen Herrn Josef standen die Haare zu Berge und seine Zähne klapperten hörbar.

Jetzt drehte die Erscheinung den Fasshahn und man hörte den Wein in das Glas laufen.

„Ah!“ dachte Herr Josef und presste die Hand auf sein klopfendes Herz. — „ah, der Geist hat Durst! Es ist doch eine Veruhigung, daß der Durst, diese edle Göttergabe, mit dem Jenseits nicht aufhört!“

„Ah!“ seufzte das Gespenst und schlürfte den Wein mit Behagen, und gleich darauf hörte man den Fasshahn wieder laufen.

„Dho!“ murmelte Herr Josef, „das Gespenst hat vielen Durst! Soll ich mir von dem gespenstigen Wein



Das Gespenst hat einen Schrei, ließ das Glas fallen und schlüpfte hinter denselben Kartoffelsack, hinter dem Herr Josef seine Zuflucht gefunden hatte.

riech sich die Stirne und dachte: „Habe ich geträumt oder habe ich's wirklich gehört? — Frau, bist du wach?“

„Gottfried!“ antwortete es mit ängstlicher Stimme aus dem andern Bette.

„Frau, hast du nichts gehört?“

„Freilich, habe ich gehört. Seit einer halben Stunde wache ich, in Schweiß gebadet. Es geht im Haus treppauf, treppab, und eben hat es 12 Uhr geschlagen!“

„Da ist's nicht sauber, Frau, mache Licht!“ sagte der Mann und sprang aus dem Bette. „Ich will eben das Nachtwandeln vertreiben, den Galunten.“

„Um Gottes willen, Gottfried, was willst du thun?“ „Den Spitzhaken den Hals brechen, das will ich thun!“ antwortete der tapfere Herr Gottfried, schloß in Schlafrock und Pantoffeln und riß den Säbel aus eine alte Pistole von der Wand.

„Gottfried bleib, ich fürchte mich zu Tode!“ jammerte die geängstigte Frau, „Gottfried, sie werden dich bringen. Ich schreie Mordio!“

„Dummes Zeug,“ murkte der Chemann in unglanzer Laune. „Ein ehemaliger Karlsruher Bürgerwehmann kennt keine Furcht. Gib mir dort

rgewehrmitze, die im Zeughaus mitgekämpft hat. — und nun sei vernünftig!  
Nach diesen tapfern Worten schnallte Herr Gottfried Säbel um und verließ, in der einen Hand das zuckende Licht, in der andern die Pistole, das Zimmer, die verzweifelte Frau im finstern Zimmer zurücklassend.

Im Keller hatte das Gespenst gerade zum viertenmal den Hahn gedreht, und Herr Josef hinter dem Koffersack konnte sich nicht mehr verhehlen, er sei elender, miserabler Kerl, der nicht einmal die rasche habe, einem Gespenste, das ihm sein Häßlein saufe, die Gurgel umzudrehen. Denn daß die Geister wirkliche Gurgeln haben, das habe er jetzt an dem tausenden Ungeheuer gesehen.

Und du willst ein einiger Deutscher sein, Josef, ermelte er in sittlicher Entrüstung, „psui Teufel!“ Da hörte man oben abermals die Kellertüre knarren, ein Lichtstrahl fiel in den Keller herab.

Das Gespenst that einen Schritt zurück, ließ das Glas fallen und schlüpfte hinter denselben Koffersack, hinter dem Herr Josef seine Zuflucht gefunden hatte. Diesem brach der Angstweiß aus allen Poren, und er stürzte sich platt an die Wand, mit der Geisterwelt nicht in nahe Berührung zu kommen. Jetzt wurde der Keller hell, auf der Treppe erschien Herr Gottfried in vollständiger Kriegsausrüstung, und das Licht hoch über seine tapfere rgewehrmitze haltend, schrie in den Keller hinein:

„Wer da?! Antwort, oder schieß!“ Auf den Ruf „Wer da?“ aber erscholl hinter dem Koffersack ein Doppelschrei: „Josef!“ — „Christine!“ — und zwei weiße Figuren schnellten die Höhe wie Hansel und Gretel im Puppenspiel, und starrten sich mit erschrockenen Blicken an:

„Josef, du bist's?“  
„Was? du bist's Christine?“  
„Guten Abend,“ riefen die zwei Gestalten und sprangen hinter dem Koffersack hervor.

Herr Gottfried, er war ein mutiger Mann, war es in einem Satze mitten im Keller und machte eine gewaltige Anstrengung, seine Pistole gegen den weißen Koffersack zu richten, um ihn loszubrüden. Diese aber, im Bewußtsein, gar nicht geladen zu sein, weigerte sich entschieden, loszugehen und gab so Herrn Gottfried Zeit, näher näher ins Auge zu fassen. Lachend ließ seine Mordwaffe sinken und rief: „So, Sie sind's?!“  
„Ja, wir sind's,“ stammelte Herr Josef. „Der verdammt gefahrene Dering!“

„Ja, wir sind's,“ sagte Frau Christine und hatte dabei ein diplomatisches Scharfblick die Situation kannte, „es ist so angenehm hier unten in dem Keller, es war nicht zum Aushalten in dem dumpfen Schlafzimmer. Sehr erfreut, Herr Nachbar, sollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?“  
„Danke,“ sagte der Herr Nachbar und verbeugte sich artig, „ich komme soeben vom Viegen!“

„Aber ein Gläschen Wein?“ fragte Herr Josef, der seine ganze Mannheit wieder gefunden hatte.

„Mit Vergnügen,“ erwiderte Herr Gottfried. Und also wurde im Keller in großer Heiterkeit noch ein Gläschen Wein getrunken und dann der gemeinschaftliche Gang nach der Oberwelt wieder angetreten. Vor der Schlafzimmerschür des Herrn Gottfried trennte sich die Gesellschaft.

„War mir sehr angenehm,“ sagte Herr Josef, indem er sich gegen Herrn Gottfried verbeugte.

„Bitte, bitte,“ sagte dieser, das Kompliment erwidern, „ganz auf meiner Seite.“

Ob Herr Josef wegen seines eigenmächtigen Vorgehens in das Kellergebiet noch eine Gardinenpredigt erhalten hat, konnte der Hinkende nicht erfahren, das aber ist Thatsache, daß Frau Christine von nun an jede Nacht den Kellerschlüssel unter ihr Kopfkissen legte.



Da stand der Casar, den einen Vorderlauf erhoben und mit der Reute wedelnd, vor einem alten Handelsjuden.

### Jäger-Latein.

Im „goldenen Adler“, am runden Tische, saßen der Förster, der Bürgermeister, der Ratschreiber und der Adlerwirt bei ihrem Abendschöpplein und erzählten sich zur Unterhaltung allerlei unterhaltliche Geschichten, und einige waren so wunderbar, daß es kaum zu glauben war.

Eben hatte der Ratschreiber, der den Franzosenkrieg mitgemacht hatte, erzählt, er sei selbst dabei gewesen, wie die Marktenten ein Faß Wein nicht anstecken konnte, weil sie den Bohrer verloren hatte, da sei eine Franzosentugel in das Faß gefahren, vorne hinein und hinten hinaus, daß man gleich zwei Hähnen einschlagen und das Faß vorne und hinten anstecken konnte.

„Hört einmal, Ratschreiber, nur nichts für ungut, das heißt einmal aufgeschnitten,“ sagte der Förster.

„Noch lange kein Jägerlatein,“ lachte der Ratschreiber, „die reine Wahrheit.“

„Jägerlatein? Siebt es bei mir nicht,“ erwiderte der Förster, „und der Wein, den ich da trinke, soll Gift sein, wenn die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, nicht die pure Wahrheit ist,“ und dabei leerte der Förster sein Glas. — Der Adlerwirt lachte: „Nu, Förster, auf die Gefahr hin könnt Ihr uns schon eins aufbinden, an dem Gift da werdet Ihr deshalb nicht sterben,“ und dabei hielt er sein volles Glas gegen das Licht, nahm einen Schluck und schnalzte behaglich mit der Zunge. Der Adlerwirt war stolz darauf, seinen Gästen stets reinen Wein einzuschenken.

„Ich Euch eins aufbinden? Das überlasse ich dem Ratschreiber mit seinen zwei Spundenlöchern. Das aber ist die volle Wahrheit. Hört nur:“

„Ihr kennt meinen Casar,“ begann der Förster seine Erzählung. „Der Hund hat in seiner Nase mehr Menschenverstand als mancher Mensch in seinem Schädel. Daß er mir Hasen und Rebhühner stellt

wie eine Mauer und jede Wildfährte auffindet, — nun, das muß jeder gute Jagdhund können. Er hat aber eine so feine Nase, daß er mir auch jeden Wilddieb stellt, und wenn ich den Cäsar nicht hätte, könnte ich mich vor dem Gesindel kaum wehren, und in meinem Revier gäbe es bald keinen Hasen und keinen Rebhock mehr. Am letzten Samstag aber hat er ein Stücklein aufgeführt, das ich selber nicht glauben würde, wenn ich's nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Also am Samstag-Abend saß Cäsar, drüben am Firschengraben, eine Fährte auf, und gleich darauf höre ich ihn laut geben. Aha, dachte ich, da ist etwas los, und ging der Spur nach. Und richtig, da stand der Cäsar, den einen Vorderlauf erhoben und mit der Rutte wedelnd, vor einem alten Handelsjuden, den er ganz regelrecht gestellt hat. Natürlich ein Wilddieb.

„Halunke, du hast gewildert!“ schnauzte ich den Juden an. „Heraus mit dem Wild!“

Der Alte zitterte am ganzen Leibe und beteuerte seine Unschuld.

„Du hast gewildert, herunter mit deinem Sack!“

Der Jude leerte seinen Sack aus und lehrte alle Tuschken um. Nichts als alte Pumpen, altes Eisen und Knochen.

Da wurde ich zornig: „Du mußt Wild bei dir haben, oder bei dir gehabt haben. Cäsar hat dich gestellt und Cäsar irrt sich nicht!“

„Gott der Gerechte! Will ich nicht kommen in Abrahams Schoß!“ beteuerte der Alte.

„Das wird sich zeigen; marsch! vor mir her und nicht gemückt oder . . .“ und um den Keck einzuschüchtern, nahm ich die Flinte schußgerecht in den Arm.

„Um Gottes willen, nicht schießen, Herr Förster! Ich bin unschuldig! Will ich nicht leben und gesund sein!“

Fast dauerte mich der Alte, aber mit Wilddieben habe ich kein Mitleid. Also marsch! Der Alte, halbtot vor Angsten wandelt voraus, der Cäsar dicht auf seinen Fersen, und ich mit der Flinte hinterdrein.

Wir hatten aber noch keine fünfzig Schritte gemacht, auf einmal hörte der Jude auf zu lamentieren, drehte sich um und lachte mich ganz freundlich an.

„Nun, was soll's?“ sagte ich ganz erstaunt.

„Ich hab's, Herr Forstmeister, ich hab's!“

„Na, was denn? Heraus mit der Sprache!“

„Ich hab's! Der Herr Cäsar, ein fainer Hund, hat mich gestellt weil er hat gerochen mit seiner Nase meinen Namen! Ich heiße H e r s c h!“

Nachdem der Förster dieses Stücklein zum besten gegeben, leerte er sein Glas und schaute sich triumphierend um:

„Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?“

Der Bürgermeister warf einen bedenklichen Blick auf den Erzähler: „Förster, spüret Ihr nichts im Bauch?“

„Wie so?“

„Gift!“

„Bah! Dummes Zeug!“

**Denksprüche.**

Nicht List und nicht Berwegenheit, keins wird dich glücklich machen; beim Schoß nimm die Gelegenheit, so wird das Glück dir lachen.

Kenntnisse sind die einzige Macht, die man sich verschaffen kann, wenn man sie nicht hat; Macht ist Kraft und Kraft ist alles.



Der geneigte Leser kennt den dem 69er und 79er Jahre der den geübten Spitzbuben, der als „Herr Reisehut“ den berühmten „Baron Nidel“ im „Fortuna“ so wohlfeil hat.

So lange die 500 Mark hielten, die ihm Fortuna dem den Fortunawirt in den Scherz geworfen, hatte er die noblen Grundsätze, aber leider aus seinem Stande entspringende noble Passionen, und der Kampf zwischen beiden endete damit, daß die noblen Passionen siegten, daß er die Tugend wieder verließ und

rückfällig wurde.

Der Kalender wurde sein Unglück.

Bei seinem Einzug in die berühmte Bäderstadt R. hatte er es versucht, als Baron Nidel im Hotel de France nochmals den Streich auszuführen, der ihn unter diesem Titel im Hotel Fortuna so gut gelangt. Unglücklicherweise aber hatte der Hotel de France Wirt die Fortunageschichte im Kalender gelesen, so dem kam es ihm verdächtig vor, daß der Herr Baron bei einer Hitze von 25° R. seinen langen Überrock nicht ablegen wollte, — kurz, der liebenwürdige Gastgeber that es nicht anders, und der dienstfertige Kellerneer legte mit Hand an, und der aus seiner Fülle herausgeschälte Baron entpuppte sich als ein einfaches bürgerlicher Strolch in — Unterhosen.

„Ha, ha, ha! der Herr Baron Nidel aus dem Vater Hinfenden!“ lachte der Herr Gastgeber und . . . Wie bei seiner Würde beraubte Baron unter Beihilfe des französischen Hausknechtes das Hotel verlassen hat, wollen wir nicht näher beschreiben und nur noch der Wahrheit gedenken erwähnen, daß der Hausknecht für seine Bemühung von dem Baron ein Trinkgeld nicht erhalten hat.

Auf seinem Spaziergange nach dem nahegelegenen Schloßgarten, dem er in einer dichten Larisbude die leihweise Aufbewahrung seiner Hosen anvertraut hatte, machte der Herr von Nidel seine Betrachtungen. „Schändliches Pech! das Rebhuhn und der Porchostanden schon auf dem Tische! der Bratendunst hat mir noch in der Nase! Leider hat auch der Wirt, der gemeine Kerl, den Braten gerochen. Hätte ich nur . . . Aber mich hinauswerfen zu lassen, ehe ich mir einen Bissen und nur einen Trunk über die Lippen gebracht! War Medoc, meine Lieblingsmarke! Pfui! Und was dieser verdammte Hinfende mit seiner Geschichte! Was aber famos! Hat mich zu einem berühmten Mann gemacht. Wie ich wieder bei Kasse bin, kaufe ich den Kalender!“

Der Baron von Nidel aber ist ein Charakter, der durch ein verunglücktes Unternehmen nicht den Hals verliert.

Er kalkulierte ganz richtig: „Wäre ich ein weißlicher Baron, so wären wahrscheinlich einige meiner Axt auch Spitzbuben gewesen, aber adelige Spitzbuben.“

hübritter, die ganze Kaufmannskaravane plünderten und sich durch einen verunglückten Raubzug nicht abrecken ließen von neuen ritterlichen Thaten. Und wir elige sind stolz auf die Thaten unserer men. Drum, Baron von Nickel, sei edig deiner berühmten Vorfahren, und um du auch, der Übermacht weichen, dich einen bürgerlichen Hausknecht hingenommen worden bist, — dem Klüß gehört die Welt!"

Diese Überzeugung aber hatte der Baron kommen, daß es — dank dem Hinflenden — mit dem "Nickel" nicht mehr en werde, er griff deshalb zu einem ern Metall und erhob sich zum Freierrn von Silber.

Und so sehen wir nun den unternehmen- Freiherrn stolz die Straßen einer ossstadt durchwandeln, — elegant vom heitel bis zur Hebe, vom glänzenden idenbut bis zu den Glanzstiefeln. Es ist elegante Anzug, den er seiner ritter- an Unternehmung im Hotel Fortuna danken hat; er hütet ihn wie seinen gäpfel, denn er ist seine Rüstung, sein ndwerkszeug, und er würde eher Hunger en, ehe er sich entschließen könnte, auch e ein Stück seines Spitzbubenrüs- ges auf dem Leihause zu versilbern.

Wenn heute das Spitzbubenhandwerk enert würde, sein eleganter Anzug, sein Handwerks- g, müßte steuerfrei bleiben.

Zwei Hauptstücke seiner Ausrüstung aber sind: ein es Bändchen im Knopfloch und ein feines Batist- hentuch, in dessen einen Ecke eine dicke Freiherrnkron- gestickt ist. Rote Bänd- n finden sich — wie das as von zerbrochenen Kir- senstern — wie er aber den Besitz der Freiherrn- ne gekommen, — ob er sie einer freiherrlichen Tasche r soust wo gefunden hat, sein Geheimnis. Er trägt Tuch in der Seitentasche tes Kodes und läßt den iel mit der siebenzackigen one so recht in die Augen ingend herausbambeln.

Hinter Freiherrn, die de- tert sind, pflegt man in Regel keine Spitzbuben vermuten.

Heute aber ist er in einer Freiherrn seltenen Situa- a: er hat Hunger, einen klischen, echt bürgerlichen unger, und keine Mittel, ten bellenden Magen zu schwichtigen. Alles ist bei in leer: ein leerer Gelb- stel, eine leere Cigarren- e, ein leerer Magen. Bei dem Freiherrn von ber ist sein Name das einzige Silber, dessen er sich erfreuen hat. Wenn man einen Freiherrn von Silber Kupfer und Nickel wechseln könnte, er hätte es gethan. Vor dem Auslagefenster eines Würstlers blieb er dankenvoll stehen: „Ist es nicht schändlich, einem

hungrigen Menschen, der keinen Pfennig in der Tasche hat, solche unerreichbare Würste, Schwarzenmagen, — ja sogar Schinken vor die Nase zu setzen?! Weiß Bis- mark nicht, daß solche appetitliche Bissen unter Glas und Rahmen einen hungrigen Menschen zum Sozialdemokraten machen müssen? Pfiu!"



Mit einem Seufzer und einem letzten Blicke auf die Würste wandte er dem verlockenden Schaufenster den Rücken.

„So spielt das Schicksal mit dem Menschen! Ich, dem sonst alles Wurst ist, habe jetzt von all den Würsten keine einzige, um meinen Hunger zu stillen! Schändlich! — Wenn ich wenigstens nur eine Cigarre hätte? Eine feine Havanna ist halbe Fütterung!"

Mit diesen philosophischen Betrachtungen war der Freiherr an einem feinen Cigarrenladen angelangt, den er einer nähern Beachtung würdigte.

„Lager importierter Cigarren von Kaver Gutmann.“

Der importierte Cigarrenhändler stand breitspurig vor seiner Ladenthüre und blies bläuliche Rauchringe in die Luft, gleichsam die Glieder einer Kette, um damit Kunden zu fangen.

„Der Mann sieht dumm und gutmütig aus und heißt Kaver! Ich riskier's!" murmelte Herr von Silber, klemmte sein Glas ins Auge, zupfte die Freiherrnkronne etwas weiter heraus und betrat mit der vornehmen Nachlässigkeit, die dem Freiherrnstande eigen ist, den Laden.

„Gefällig?“ fragte der Inhaber des Ladens höflich.

„Herr Gutmann, Ihr Cigarrenlager ist mir empfohlen, und ich möchte einmal eine echte Havanna versuchen.“

„Große Auswahl, mein Herr! Was beabsichtigen Sie anzulegen?“

„Der Preis ist mir gleichgültig. Wenn sie nur gut und echt ist. Sie bedienen wohl die höhere Aristokratie?“

„Zu dienen. Die meisten Kavaliere vom Hofe. Das Offizierskasino im „Goldnen Stern“ bezicht seinen Bedarf bei mir, und auch Prinz Heinrich beehrt mich mit seiner hohen Kundschaft.“

„Prinz Heinrich? Diese Cigarre kenne ich. Liebenswürdiger Herr, der Prinz hat mir auf der letzten Hofjagd eine angeboten. Bitte, zeigen Sie mir die Prinzencigarre.“

„Ah, der gnädige Herr sind bei Hofe eingeführt?“ sagte Herr Gutmann mit einem bewundernden Blick auf das rote Bändchen und auf die Siebenzackige.

„Freiherr von Silber,“ erwiderte der Spitzbube nachlässig.

Herr Gutmann machte eine tiefe Verbeugung und wurde ganz klein vor Respekt.



Der Freiherr entnahm dem Kistchen eine Cigarre und setzte sie in Brand, und Herr Gutmann mit einem bewundernden Blick auf das rote Bändchen und auf die Siebenzackige.

Hinterer Text für 1886.

„Große Ehre, daß der gnädige Herr mir hochdero Kundschaft schenken. Hier die Prinzencigarre!“

Der Freiherr entnahm dem Kistchen eine Cigarre, kippte die Spitze ab an der „Cigarenguillotine“ und setzte sie in Brand.

„Richtig, ganz die gleiche Sorte. Feine Cigarre. Der Preis?“

„Fünfhundert Mark das Tausend.“

„Ganz preiswürdig. Ich werde zwei Kistchen nehmen. Sie haben doch großen Vorrat? Ich wechsle nicht gerne, wenn ich eine gute Nummer gefunden habe.“

„Noch viele tausend. Befehlen Excellenz, daß ich die Cigarren in das Hotel schicke?“

„Ich werde sie heute abend durch meinen Kammerdiener holen lassen. Er wird den Betrag berichtigen. Hundert Mark?“

„Bitte, bitte, hat keine Eile!“

„Ich bin gewohnt, meine Einkäufe bar zu bezahlen. Ich hasse die Rechnungen.“

Mit der letzten Bemerkung hatte der Freiherr die volle Wahrheit gesagt, er hasste in der That nichts mehr als „Rechnungen“.

Herr von Silber füllte ganz unbefangene seine sehr umfangreiche Cigarrenbüchse und griff nach seinem Hute: „Diese werden reichen bis heute abend. In einigen Wochen werde ich wieder vorsprechen; ich bin ein starker Raucher. Bis dahin guten Tag!“

„War mir eine große Ehre, gnädiger Herr!“

Der glückliche Cigarrenhändler begleitete seinen vornehmen Besuch bis auf die Straße und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

In seinen Laden zurückgekehrt, öffnete er sein Kontobuch, und mit der schmunzelnden Bemerkung: „Ein feiner, ein famoser Kunde,“ versah er eine leere Seite mit der Aufschrift: Freiherr v. Silber.

Dieser wandelte die Straße fürbass und blies behaglich blaue Rauchwölkchen in die Luft: „Ein braver Kerl, der Herr Gutmann! Cigarren hätte ich. Jetzt fehlt nur noch das Mittagessen.“

Herr v. Silber hatte zwar die geistreiche Bemerkung gemacht: „Eine feine Havanna ist halbe Fütterung,“ allein sein Magen verlangte jetzt dringend auch noch die andere Hälfte, — aber wie sehr er auch sein Gehirn zermarterte, heut wollte ihm kein Mittel einfallen, diesen gerechten Anspruch zu befriedigen. Die Straße, die er durchwanderte, war, wie ihm zum Hohn, auf beiden Seiten förmlich eingesäumt mit Hotels, Kaffeehäusern, Delikatessenhandlungen, Wurst- und Bäckeläden, so daß er zwischen diesen Herrlichkeiten so eigentlich Spießruten laufen mußte, und endlich in ziemlich übler Laune am Ende der Stadt auf einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz stieß.

Den Hintergrund des Platzes bildete ein großes Gebäude, offenbar ein Schulhaus, denn das „doppelt geöffnete Haus“ spie eine lärmende Schar Schüler aus und soeben hatte es von dem Türmchen 4 Uhr geschlagen.

„Bier Uhr! Just die Zeit, wo der hohe Adel zu Mittag zu speisen pflegt,“ murmelte unser hungriger Freiherr mit einem wehmüthigen Blick nach dem Gasthause, das die Seite des Platzes zierte und mit seinem glänzenden Schilde so recht freundlich zum Besuche einlud. „Aha! der Goldne Stern!“

Der Platz hatte sich inzwischen geleert, nur ein Duzend Knaben im Alter von 10 bis 12 Jahren war zurückgeblieben und in einem lärmenden Spiele begriffen. Die Jungens verführten ein großes Geschrei, wurden schließlich handgemein und schlugen mit Schulsäcken und Bücherriemen tüchtig aufeinander los.

„Ein förmliches Turnier,“ lachte unser Freiherr und im Hinblick der kampflustigen Burschen wogte er einen Augenblick seinen Hunger.

„Se da, ihr Jungens! Was treibt ihr denn da?“ rief er in den Tumult hinein.

„Wir spielen Reichstagles!“ erwiderte ein blond gelockter Knabe, der eben den Rücken eines Reichsboten mit dem Lineal bearbeitete.

„Ha, ha! Sehr gut! Reichstagles spielt ihr? Deshalb prügelt ihr einander durch?“

„Es will halt jeder Bismark sein,“ sagte der Blonde, „und ich bin ja doch der größte und stärkste von allen, und heiße Otto wie der große Bismark!“ und dann packte er einen andern Kollegen am Kragen, um ihn schlagende Beweise zu geben von seiner Verehrung „Bismark“ zu sein.

„Gottvoll!“ jubelte der Freiherr, „Teufelskinder! Doch jetzt gebt Ruhe, ihr Rader!“

„Soll ich Ruhe schaffen, lieber Herr?“ fragte der junge „Bismark“.

„Ja, schaffe Ruhe, mein Junge! Ha, ha, ha! Willst du den Reichstag auflösen?“

Der Junge hielt die hohle Hand vor den Mund und schrie: „Der Herr Lehrer kommt!“

Auf diesen Schreckensruf stob der Reichstag auseinander und die kleinen Reichsboten verdufteten auf allen Seiten.

„Ha, ha, ha! da laufen sie,“ lachte der angehende Bismark.

„Bravo, mein Junge, das hast du gut gemacht! Wie heißt du? Und ist das da dein Bruder?“

Neben dem energischen jungen Kanzler stand ein jüngerer Knabe, der an der allgemeinen Hand teilgenommen hatte, und da die beiden gleiche Wangen, gleiche Zuppen und gleiche Hosen auf- und anhaben so gehörte kein großer Scharfsinn dazu, in beiden Brüder zu vermuten.

„Ja, lieber Herr, das ist mein Bruder Fritz, und ich heiße Otto, Otto Gutmann!“

„Was? Gutmann? Cigarrenhändler Gutmann?“

„Ja, Herr, unser Laden ist am Kornmarkt.“

„Wichtig, mein Junge. Euer Vater ist ein braver Mann und ein guter Freund von mir. Habe ich für 100 Mark Cigarren bei ihm gekauft. Om, om! Im Kopfe des Freiherrn tauchte ein Gedanke auf nach dem er bis jetzt vergebens gesprochen hatte — Gedanke, wie er zu einem Mittagessen kommen könnte.“

„Ich hab's! Wichtig, so geht's! Und ich verhoffe noch eine gute That damit. Ich bin wirklich der brave Gutmann eine Entschädigung schuldig, und so seinen Kindern will ich ihm seine Gutthat vergelten.“

„Kinder,“ sagte er laut, „habt ihr Hunger?“

Die Brüder lachten: „Es ist 4 Uhr,“ sagte der ältere, „da haben wir immer Hunger. Die Mutter hat uns auch schon unser Butterbrot gerichtet.“

„Nichts da von Butterbrot,“ sagte der freundlichere Herr, „ihr sollt mit mir mein Abendbrot teilen, hier in dem „Goldnen Stern.“

„Aber...“ versuchte Otto einzuwenden, „wir dürfen noch in kein Wirtshaus!“

„Was? Mit dem Freund Gures Vaters? Ich werde es verantworten. Was ist eure Leibspeise? Was habt ihr von einem tüchtigen Pfannentuchen nebst Apfelmost? Was? Habe ich's getroffen? Vornwärts marsch! Pfannentuchen mit Apfelmost! Wer hat jemals in seinem 10. Jahre solcher Verlockung widerstanden?“

Hand in Hand mit „seinen Kindern“ betrat Herr von Silber die Gaststube zum „Goldnen Stern“.

in Blick in einen der deckenhohen Spiegel über-  
 e ihn, daß sein „Freiherrnzipsel“ und das rote  
 chen in der richtigen Verfassung seien, auch hatte  
 Gastwirt bereits einen befriedigenden Blick auf das  
 slock geworfen.  
 er gnädige Herr befehlen?“  
 nder, setzet euch! Bitte, meinen Jungens eine  
 ge Platte Eierkuchen mit Apfelloppott. Der Lehrer  
 ihnen ein gutes Zeugnis, und das soll nun durch  
 Eierkuchen belohnt werden.“  
 r Gastwirt lächelte: „Sehr gut! der gnädige Herr  
 hen sich auf Kindererziehung. Sollen gleich be-  
 werden. Befehlen der gnädige Herr sonst...“  
 hr Gasthof... Herr... Herr...?“  
 eumaier, zu dienen.“

ichtig, Neumaier. Ihr Gasthof, Herr Neumaier,  
 ir empfohlen worden, und — Otto, setze dich  
 e — und namentlich hat man mir Ihre reinen  
 ie und Ihre feine Küche  
 mt. Ich bin ein bißchen  
 mand und möchte mich  
 überzeugen. Ich denke,  
 Flasche Rübeshimer und  
 kleine Auswahl kalter  
 sen?“  
 rr Neumaier winkte und  
 tellner flogen.  
 to und Fritz waren durch  
 — ziemlich unverhoffte —  
 Zeugnis ihres Lehrers  
 ig überrascht, und ließen  
 ihre Belohnung, den Eier-  
 t, trefflich schmecken.  
 r Gastwirt sah ihnen lä-  
 zu: „Die jungen Herren  
 einen guten Appetit!“  
 ie Jugend, die Jugend,  
 Neumaier! Ubrigens  
 ich mich auch nicht bella-  
 setzte der Freiherr hinzu  
 hielt sein Glas gegen das  
 „Ihr Wein, Herr Neu-  
 ist wirklich ausgezeichnet,  
 der kalte Fasan“ — Herr  
 Silber küßte seine Finger-  
 — deliciös! Ich werde den „Goldnen Stern“  
 vergessen.“

Der gnädige Herr sind sehr gütig.“  
 ehören nicht auch Prinz Heinrich und die Herren  
 ziere zu Ihren Gästen?“ fragte der Freiherr.  
 ihre Hoheit haben mich allerdings auch schon beehrt.“  
 ichtig, und jetzt fällt mir bei, der Prinz war es  
 er Sie mir empfohlen hat. Es war bei der letzten  
 agd, da sagte der Prinz: mein lieber Freiherr  
 ein Name ist „von Silber“ —  
 er Wirt verbeugte sich.  
 Rein lieber Freiherr, sagte der Prinz, wenn Sie fein  
 n wollen, der „Goldne Stern“ ist unübertrefflich!“  
 rr Neumaier strahlte vor Vergnügen. Der Frei-  
 blicke nach der Wanduhr: „Schon fünf Uhr?“  
 Telegraphenbureau ist wohl ganz in der Nähe?“  
 Gleich um die Ecke, gnädiger Herr!“ Herr von  
 er erhob sich und griff nach dem Hute: „Kinder,  
 gt euch ordentlich, ich habe eine Depesche aufzu-  
 n und bin gleich wieder hier.“  
 Könnte nicht der Portier...?“  
 Nein, nein, wichtige Depeschen gebe ich selbst auf.  
 e schon schlimme Erfahrungen gemacht. Bitte einst-

weilen meine Rechnung. Ich lasse — ha, ha, ha! — ich  
 lasse Ihnen die Kinder als Pfand! Auf Wiedersehen!”

Herr Neumaier war ungemein belustigt, daß der  
 vornehme Herr ihm seine Kinder als Pfand lassen  
 wollte, und begleitete lachend seinen Gast bis unter  
 die Thüre.

Die Depesche mußte sehr wichtig sein, denn der  
 Freiherr entfernte sich mit raschen Schritten und bog  
 um die Ecke. Die als Pfand zurückgelassenen Kinder  
 hatten inzwischen reinen Tisch gemacht und fingen  
 an, unruhig auf ihren Stühlen zu rücken.

„Nur Geduld, Ihr jungen Herren,“ beruhigte Herr  
 Neumaier, „der gnädige Herr werden bald zurückkom-  
 men. Habt Ihr noch Appetit? Noch eine Tasse  
 Schokolade? Ja? Jean, zwei Tassen Schokolade für  
 die Kinder!“

Herr Neumaier war ein erfahrener Mann; einer  
 Tasse Schokolade kann kein Kind widerstehen, auch  
 wenn es vorher eine Platte  
 Pfannenkuchen vertilgt hat.

Aber auch die Schokolade  
 war nur imstande, die Kinder  
 für eine weitere Viertelstunde  
 zu beschwichtigen, und länger  
 ließen sie sich nicht mehr halten.  
 „Es ist bald sechs Uhr,“ sagte  
 Otto, „wir müssen nach Hause!  
 Der Vater wird schelten!“

„Ei, so wartet doch nur, bis  
 der Vater kommt! Er bleibt  
 freilich lange aus, und...“

„Dort kommt der Vater,“  
 rief der kleine Fritz mit einem  
 erschrockenen Blicke nach dem  
 Fenster und machte einen Ver-  
 such, unter den Tisch zu  
 schlüpfen.

„Wahrhaftig, der Vater,“  
 rief Otto und sprang nach seiner  
 Mütze.

„Was? Euer Vater? Wo?  
 Das ist ja Herr Gutmann,  
 der da über den Platz rennt?!“

Einen Augenblick später wurde  
 die Thüre aufgerissen und Herr  
 Gutmann stürzte erhit in's Zimmer; „Ja, da sind  
 sie ja?! Was treibt ihr hier, ihr Racker?“

„Bitte, Herr Gutmann, mäßigen Sie sich,“ be-  
 schwichtigte Herr Neumaier. „Beleidigen Sie meine  
 Gäste nicht!“

„Was Gäste?“ brauste der erzürnte Cigarrenhänd-  
 ler auf: „Lausbuben sind es. Marsch, mit mir nach  
 Hause!“

Nun verlor auch der Gastwirt die Geduld.  
 „Die Kinder des Freiherrn von Silber stehen unter  
 meinem Schutze! Verstanden, Herr? Geben Sie Ruhe,  
 oder ich...“

Herr Gutmann machte ein erstauntes Gesicht: „Kin-  
 der des Freiherrn von Silber? Diese Kinder?“

„Ja, diese Kinder!“  
 „Herrgott, ich werde doch meine Kinder kennen?  
 Begegnet mir vorhin der Freiherr und erzählt mir  
 lachend, meine Buben säßen im „Goldnen Stern“ und  
 ließen sich's wohl sein! Otto, jetzt heraus mit der  
 Sprache! Wie kommt ihr daher?“

„Lieber Vater,“ — der Herr Gastwirt suchte er-  
 schrocken zusammen, — „lieber Vater,“ erzählte der  
 Junge, „wir können nichts dafür. Der fremde vor-



„Otto, heraus mit der Sprache! Wie kommt ihr daher?“

nehme Herr hat uns zugehört, wie wir draußen auf dem Plage „Reichstagsles“ spielten, und dann hat er freundlich mit uns gesprochen und uns zu einem Abendessen eingeladen. Er sei ein Freund von dir, lieber Vater, und wolle alles verantworten, und . . . und da haben wir . . .

Herr Neumaier ließ sich in einen Stuhl fallen und brach in ein krampfhaftes Gelächter aus: „Und da hat der saubere Freiherr mit seiner Krone im Sack- tuchzipfel und seinem Orden im Knopfloch auf meine Kosten einen ganzen Fasan gefressen und von meinem besten Rudesheimer gefossen. Und Ihre Kinder hat er mir als Pfand gelassen! Da, ha, ha! Hol' ihn der Teufel!“

„Und mir,“ lachte Herr Gutmann etwas gezwungen, „mir hat er ein Dukend meiner Prinzen- Cigarren à 50 J abgeschwindelt! Ein geriebener Spitzbube!“

„Kommt, Kinder!“

„Halt da,“ rief Herr Neumaier, der entschlossen schien, der Sache eine heitere Seite abzugewinnen, — „halt,“ die Knaben sind verpfändet und müssen ausgelöst werden!“

Die Kinder hatten aber während dieser Scene die Thüre gewonnen und zum großen Vergnügen ihres Vaters das Weite gesucht. „Ha, ha, ha!“ lachte dieser, „da laufen die freiherrlichen Pfänder; fangen Sie sie.“

„Na, wohlbekomm' ihnen der Pfannenkuchen! Herr Gutmann, gönnen wir dem lumpigen Freiherrn den Triumph nicht, uns geärgert zu haben und . . .“

„Topp! Ich löse meine Knaben aus mit einer Flasche Sekt!“

„Und ich poniere einen Fasan. Der Freiherr hat mir glücklicherweise einen übrig gelassen!“

### Nach zweiund- zwanzig Jahren.

Also hat Freiherr von Silber im „Goldnen Stern“ zu N. N. sein, wie es einem Freiherrn geziemt, zu Mittag gespeist. Wie er es angestellt hat, sich auch ein feines Nachtessen und ein dito Nachtquartier zu erschwindeln, ist dem Sinkenden nicht bekannt.



Im Westen von Nordamerika liegt die große, schöne, gewerbreiche Stadt L . . . Sie ist noch nicht alt. Kaum fünfzig Jahre sind verflossen, seit die ersten Ansiedler ihre Blockhütten hier errichtet haben. Aber in Amerika ist ein guter Boden für das Wachstum der Städte, die wie Pilze emporschiesen, und am 1. Mai 1871, zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, war

L . . . eine Stadt, größer und prächtiger, wie man deutsche Residenz, ein Knotenpunkt von Eisenbahnen, ein Seehafen mit stolzen Schiffen! Paläste und Kaufgewölbe haben die Blockhütten der ersten Ansiedler verdrängt, Kirchen, Theater, Gasthäuser sorgen für geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Bevölkerung. Und diese Bevölkerung — ein Gemisch von allen Nationen, weiß, schwarz, braun und gelb — eine Farbenmenschheit, — aber die Deutschen, die der Stadt, sind vorherrschend.

Die Revolutionsjahre 48 und 49 hatten viele Deutsche aus ihrem Vaterlande vertrieben, und die Deutschen hatten sich mit ihrer schwarz-rot-goldnen Fahne dieses Asyl gerettet.

Heute aber jauchten sie den neuen deutschen Farben schwarz-weiß-rot, mit der gleichen Begeisterung, mit der sie einst in ihrem Vaterlande für die schwarze-rot-goldenen gekämpft hatten. Schwarz und Rot sind geblieben, Weiß aber hat gegen den Preis gewonnen: ein einziges, mächtiges Deutschland!

An diesem 1. Mai 1871 hatte die Stadt ihr schönstes Festkleid angezogen. Kaum hatte die Sonne mit ihren ersten Strahlen den jungen Morgen begrüßt, als sie mit einem Zauberschlage, die Häuser sich mit Blumenkränzen und Blumengewinden schmückten, und in den Straßen eine zahlreiche, festlich gekleidete Menge sich drängte, um zum Andenken an den ruhmreichen deutschen französischen Krieg, und zu Ehren des wiedererrungenen deutschen Kaiserreichs ein Friedensfest zu feiern. Aber nicht allein für die Deutschen war es der 1. Mai ein Festtag, nein, er war ein Jubeltag für die ganze Stadt. Alle Geschäfte ruhten, alle Werkstätten, alle Komptoire waren geschlossen, als um 7 Uhr der 1 1/2 Stunden dauernde Triumphzug durch die Stadt nach dem Festplatze zog, da die ganze Bevölkerung vertreten, um mit den Deutschen den Siegesjubel und die Friedensfreude zu feiern — sogar Neger, Mulatten und bezopfte Chinesen herrlichten den Zug, nur — die Franzosen fehlten Grollend und mit finstern Gesichtern standen sie auf der Seite; sie konnten nicht vergessen und nicht verzeihen und hatten ihren ohnmächtigen Haß mit heillosen Schreien über's Meer.

Und als nun auf dem Festplatze selbst der deutsche Nationalgesang, „die Wacht am Rhein“ aus den Kehlen von Tausenden begeisterter Menschen ertönte, da wurde manches Männerauge naß, ein Jüngling, daß auch drüben überm Meer warme Herzen das ferne deutsche Vaterland schlagen.

Auf dem Balkon seines Hauses in der Regentstraße stand der reiche Handelsherr Wilhelm Bornheim und blickte in ernstem Sinnen nieder auf das festliche Schauspiel zu seinen Füßen. Bornheim war ein stattlicher Mann in mittlerem Alter, nahe der Grenze der Fünfzig. Sein noch immer volles Haar war leicht ergraut und die Falte auf seiner Stirne und der tiefe Schatten seiner Gesichtszüge legten Zeugnis ab, daß der Mann in seinem Leben schwer gekämpft und gerungen. Ein bitteres Lächeln spielte um seinen Mund. „Heute und vor 22 Jahren! Vor 22 Jahren lag ich in Ketten, weil ich gekämpft und geblutet für ein gleiche hohe Ziel, das heute erreicht ist! Damals wurde die Kaiserkrone verworfen, weil sie aus der Hand des Volkes kam. Heute haben wir die Kaiserkrone aus der Hand der Fürsten. „Aber,“ mit dem Auge stammte auf, „aber erkämpft durch das

mit seinem Blute den Preis bezahlt, durch das  
speer, das den Erbfeind niederwarf. Doch das  
ist erreicht, einerlei wie, und auch ich weide den  
Männern Dank und Verehrung, denen ich  
das stolze Gefühl verdanke, ein Deutscher zu

an der Straße herauf brauste der Jubelruf:  
Deutschland hoch! Kaiser Wilhelm hoch!" Vorn-  
entblößte sein Haupt und schwenkte seine Mütze.

ute und vor 22 Jahren! Vor 22 Jahren  
ich ein für die Freiheit begeisterter junger Mann  
den Armen seiner Braut, die ihm in wenigen  
den Armen angetraut werden sollte, und warf  
mit dem Jubelruf: "für das Vaterland!" in die  
en der Revolution, die damals ganz Deutschland  
luteten. Er war ein begeisterter, ein kühner, ein  
cher Schwimmer, aber die Wogen verschlangen  
Der junge Schwärmer Wilhelm Braunwart

schwerverwundet  
den Trümmern einer  
eisade hervorgezogen  
in Ketten geworfen.  
dem Tage, der ihn  
seiner Braut ver-  
en sollte, verurteilte  
das Standgericht zu  
Nahren Zuchthaus.  
Nahre schmachtete  
s No. 13 in seiner  
- da schenkte die  
in dem Lande den  
st ersehnten Thron-  
und dieses glückliche  
gnis bewegte das  
des mild gesinnten  
bestärkten, und auf  
n Befehl öffnete sich  
che Kerkerthüre, auch  
des jungen Braun-  
- er ward zur Ver-  
nung nach Amerika  
adigt. Am Tage vor  
er Freilassung reichte  
seine Braut durch  
s Sprachgitter die  
d: "Wilhelm, mein  
er verwirft dich, auf  
ist keine Hoffnung! Ich



Am Tage vor seiner Freilassung reichte ihm seine Braut durch das Sprachgitter die Hand.

- baue auf mich - ich bewahre dir meine Treue!  
folge dir nach Amerika, sobald du mich ruffst!"  
Wilhelm betrat den Boden Amerikas nicht ohne  
Mittel, und es wurden ihm die schweren Entbehrun-  
gen, mit denen viele seiner Lebensgenossen zu kämpfen  
hatten, erspart. In der aufblühenden Stadt L . . . .  
de er von einem Geschäftsfreunde seines verstorbe-  
nen Vaters, dem reichen Handelsberrn Vornheim mit  
seinen Armen aufgenommen. Bei tüchtigen kauf-  
männischen Kenntnissen, durch eisernen Fleiß und treue  
Achterfüllung erwarb er sich bald das Vertrauen  
seines Chefs, und wurde von diesem durch eine her-  
ragende Stellung in seinem großartigen Geschäfte  
ausgezeichnet. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, nach dem  
sein Herz sich sehnte, er schrieb einen glücktrahlenden  
Brief an seine Braut, und erinnerte sie an ihr Ver-  
prechen, ihm nach Amerika zu folgen. Dieser, sowie  
andere Briefe, in denen er seine glückliche Lebensstel-  
lung und in glühenden Farben die Sehnsucht schilderte,

sein Mädchen zu umarmen und als Gattin heimzu-  
führen, blieben unbeantwortet. Seinem letzten Briefe  
legte er Banknoten bei, da die Befürchtung in ihm  
aufstieg, es könne seiner Braut an Mitteln fehlen, die  
Reise zu bestreiten. Die Banknoten kamen zurück mit  
einem kurzen Schreiben des Vaters: seine Tochter  
habe eingesehen, daß sie nicht die Gattin eines Rebellen  
und Zuchthäuslers werden könne. Sie habe sich mit  
einem braven Manne vermählt und bitte ihr Glück  
nicht durch weitere Zuschriften zu stören.

Die Zeit heilt alle Wunden.  
In der Familie seines väterlichen Freundes, dem er  
sich vertrauensvoll anvertraut hatte, fand Wilhelm Braun-  
wart herzliche Teilnahme, und die ihm entgegenge-  
brachte Liebe half ihm den schweren Schlag niederlämpfen,  
der sein Herz getroffen. Der alte Vornheim gewann  
Wilhelm lieb wie einen Sohn; es wurde sein Lieb-  
lingswunsch, ihn dauernd an seine Familie und an  
sein Geschäft zu fesseln, und als nach drei Jahren eine

schwere Krankheit ihn nie-  
derwarf, fügte er die  
Hände Wilhelms und sei-  
ner einzigen Tochter zu-  
sammen und gab ihnen  
sterbend seinen Segen.

Wilhelm Braunwart  
wurde der vielbenedete  
Gemahl des reichsten, in  
dem raffinierten Luxus  
eines amerikanischen Krös-  
sus erzogenen und ver-  
zogenen Mädchens. Mit  
Übernahme des Vermö-  
gens und der großartigen  
Handelsgeschäfte seines  
Schwiegervaters nahm er  
auf dessen letzten Wunsch  
auch den Namen der  
Firma Vornheim an. In-  
mitten von Glanz und  
Reichtum und an der  
Seite seiner stolzen und  
prachtliebenden Gemah-  
lin, konnte sein Herz doch  
nicht volle Befriedigung  
finden, und vergebens  
suchte er das Bild eines  
einfachen deutschen Mäd-  
chens, das ihm hinter dem  
Gefängnisgitter Treue gelobt, aus seinem Gedächtnisse  
zu verbannen.

Nach dreijähriger Ehe ward ihm seine Gattin durch  
den Tod entzogen, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt.  
Er war wieder ein einsamer Mann.

Dies ist die kurze Geschichte Wilhelm Braunwarts,  
den wir dem geneigten Leser an diesem 1. Mai 1871  
auf dem Balkon seines Hauses in der Regent-Street  
als Wilhelm Vornheim vorgestellt haben.

Ein junger Mann erschien unter der Balkonthüre:  
„Herr, die Post! Befehlen Sie . . . .“  
„Bitte, Herr Fernand, legen Sie die Briefe auf  
meinen Schreibtisch. Für Sie und das Bureau-  
personal heute nichts von Geschäften! Alle meine Leute  
sollen sich des heutigen Ehrentages erfreuen. Ich lade  
Sie alle auf heute abend zu einem Festbankette!“  
Herr Fernand erötete vor Vergnügen: „Herr Vorn-  
heim! Ihre Güte . . .“

„Nach der Illumination in meinem großen Speisesaal. Bitte die Einladungen zu besorgen!“

Herr Fernand verabschiedete sich, und Bornheim blickte wieder nieder auf den vorüberziehenden Festzug. Plötzlich stuzte er:

„Mein Gott, welche Ähnlichkeit! Nein, ich täusche mich nicht! — Herr Fernand!“

Der Gerufene kehrte zurück. „Sie befehlen?“ —

„Herr Fernand, sehen Sie dort den Mann mit dem schwarzen Vollbart, mit Foppe und Schlapphut, der neben dem Fahnenträger marschiert? Er hinkt, und scheint ein künstliches Bein zu haben; folgen Sie dem Manne und suchen Sie ihn zu sprechen. Bitten Sie ihn hierherzukommen. Ein Freund habe ihm eine wichtige Mitteilung zu machen. Nennen Sie ihm meinen Namen. Aber vorsichtig und ohne Aufsehen!“

Herr Fernand verbeugte sich und verließ den Balkon. Bornheim blickte ihm nach, wie er raschen Schrittes die Straße hinabeilte.

„Wunderbar! Ich soll ihn wiedersehen nach 22 Jahren! Gustav!“

Der Handelsherr trat in den Salon zurück und öffnete die zahlreichen Briefe, die seinen Schreibtisch bedeckten. Die reiche und geschmackvolle Einrichtung des Zimmers gab Zeugnis von dem Reichtum des Besitzers.

„Lauter gute Nachrichten! Alle meine Unternehmungen glücken. Fortuna scheint gut machen zu wollen, was die launenhafte Göttin an mir verbochen. Freilich ein Glück bleibt mir unwiederbringlich verloren! Wie heute wieder alte, liebe Bilder mir vor der Seele schweben!“

Bornheim öffnete ein Geheimfach seines Schreibtisches und vertiefte sich in den Anblick eines kleinen Bildes, ein reizendes Mädchen darstellend.

„Elisabeth! Werde ich denn niemals den Mut haben, das Bild der Treulosen zu vernichten, dessen Anblick jedesmal wieder die alte Wunde bluten macht?“

„Oah! Vorüber! Ungetriebenes Glück ist keinem Sterblichen beschieden!“

Ein Geräusch weckte ihn aus seinem Sinnen. Rasch warf er das Bild in das Schubfach zurück.

Ein liebliches Mädchen von 16 Jahren hatte das Zimmer betreten. „Guten Morgen, lieber Vater!“ rief es und schlang lieblosend die Arme um den Hals des ernstern Mannes.

„Guten Morgen, meine kleine Elsa!“ In dem Gesichte Bornheims stieg es auf wie Sonnenglanz, und er küßte den blonden Scheitel seines Kindes. „So früh, mein Liebling? Und dieser schöne Kranz?“

Das Mädchen hob einen Kranz von Blumen und Eichenlaub in die Höhe. „Ist er nicht hübsch? Es ist ja ein Festtag heute?“

„Gib du kleine Patriotin! Ist der Kranz für mich bestimmt?“

„Nein, lieber Vater! diesmal nicht für dich!“ erwiderte das Mädchen schalkhaft lächelnd. „Wird nicht heute abend bei dem herrlichen Feuerwerk dein Name ‚Wilhelm‘ in Diamantenpracht strahlen? Was soll da dieser arme, kleine Kranz? O, wie freue ich mich!“

„So, also nicht für deinen Vater? Und wen willst du denn erfreuen, mein kleiner Schalk?“

„Meine arme, liebe Freundin Elisabeth!“

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Mann zusammen. „Elisabeth? deine Freundin?“

„Ja, meine Namensschwester Elisabeth, oder Elsa, wie ich. Weißt du, lieber Vater, die arme deutsche Näherin, von der ich dir schon erzählt. Die mir

meine Kleider fertigt, und deine Patishenden! Soll an dem heutigen Festtage auch einen Kranz haben für ihr kleines Fenster.“

Herr Bornheim lächelte. „Also darum werden diese Schränke mit Hemden und Taschentüchern überfüllt? du kleine Verschwenberin?“

„Ach, sie ist so arm und lebt nur von ihrer häßlichen Arbeit. Und sie ist so lieb und so gut.“

„Elisabeth? der Name klopft niemals vergebend an mein Herz! Ich werde gelegentlich einmal nach meiner Freundin sehen. Sie ist wohl jung und hübsch?“

Elsa blickte sinnend auf: „Jung und hübsch? über habe ich noch nicht nachgedacht, lieber Vater? Jung? Ich glaube nein, sie könnte meine Mutter sein. Und hübsch? Nein, hübsch ist sie nicht, aber trotz der Silberfäden, die ihr dunkles Haar durchziehen, O, wenn du mich zu ihr begleiten wolltest!“

„Später einmal, Kind! Wo wohnt denn diese Schutzbefohlene?“

„In der Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch in einem Dachstäbchen!“

„Du bist ein gutes Kind, meine Elsa. Bringe mir einen Kranz deiner Freundin, und hier“ — er entnahm seiner Börse einige Goldstücke — „deine arme Näherin soll heute einen Freudentag haben!“

Elsa machte eine abwehrende Bewegung: „Denkst du, Vater? Meine Elsa nimmt kein Almosen.“

„Ei, eine stolze Näherin?“ erwiderte Bornheim mit ungläubigem Achselzucken; „versuche es nur, mein Kind! Sie wird sich vielleicht doch erweichen lassen. Ich wünsche aber nicht, daß du diese Befehle ausmachst. Ich werde dir den Casar mitgeben.“

Bornheim klingelte und unter der Thür erschien ein prachtvoller, ebenholzfarbiger Neger in Livree.

„Casar, du begleitest die Miß in die Henri-Street No. 7, und weichst nicht von ihrer Seite!“

Der Neger bleckte die weißen Zähne: „Weiß, Miß Elsa soll nicht haben Leid,“ und dabei schaute er die mächtige Faust, um auf diese zarte Waise seines Schutzes zu versichern.

Bornheim lachte: „Casar, du bist ein braver Junge, ich weiß, ich kann dir mein Kind anvertrauen.“

Elsa legte ihre kleine weiße Hand in eine der schmalen Fäuste des Negers: „Guten Morgen, lieber Herr Casar, komme!“

Bornheim verfolgte sein Töchterlein mit strahlenden Blicken: „Sie ist ein gutes Kind, sie hat ein braunes Herz. Nein, ich darf nimmer klagen, da der Himmel mich mit diesem Kinde begnadigt. Ein Sonnenstrahl, der meine Nacht erhellt. Was giebt es da draußen?“

Vor der Thüre erhob sich ein Lärm.

Eine tiefe Bassstimme rief erregt: „Bornheim? Ich kenne keinen Bornheim! Was schleppen Sie mich hierher? Was will der Herr von mir?“

Eine hohe Diskantstimme suchte den lärmenden Mann zu beschwichtigen: „Herr Bornheim wünscht Sie zu sprechen, und . . .“

„So, er wünscht?“ schrie der Bass wieder. „Ich aber wünsche nicht, und wenn er mich sprechen will, mein Palais ist Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch! Und damit basta!“

„Wahrhaftig, er ist's!“ rief Bornheim und sprang auf die Thüre zu. „Herein mit dir, du Narr! Was ist das denn, wenn ich gewußt hätte, daß du überhaupt hier existierst, ich hätte dich nicht schon längst aufgesucht? Herein mit dir, Mann!“

Der Bassist vor der Thüre hatte eben Herrn Bornheim

nd, der ihn zurückzuhalten suchte, von sich abge-  
 lüsst, und sich trotzig zum Fortgehen gewendet. Auf  
 se eigentümliche Einladung aber blieb er stehen und  
 erte seinem Gegenüber verblüfft in das Gesicht.  
 „Ja, schaue mich nur an,“ rief Herr Bornheim und  
 nete die Arme: „Gustav Fürstmann! Kennst mich  
 ch, alter Junge?“  
 Der also Angeredete stand einen Augenblick regungs-  
 wie eine Bildsäule, dann wendete er sich kurz um  
 d herrschte seinen Begleiter an: „Wie heißen Sie?“  
 „Fernand,“ erwiderte dieser. „Karl Fernand!“  
 „Nun denn, Herr Karl Fernand, kneipen Sie mich  
 an den Arm!“  
 „Was soll ich?“  
 „Donnerwetter! Sind Sie taub? In den Arm  
 kneten Sie mich. Kneipen!“  
 „Mit Vergnügen,“ lachte Herr Fernand und griff  
 in die Arme des Gasten, daß er aufzuckte.  
 „Danke!“ schrie dieser. „Also ist es doch kein Traum!“

h träume nicht, ich wache,  
 ist Wirklichkeit! Wilhelm!“  
 Mit diesem Ausruf warf er  
 h in die Arme Bornheim's.  
 „Wilhelm! Altes Haus!  
 ruderberg!“ jubelte Fürst-  
 ann. „Von heute an glaube  
 an Wunder! Ich glaube  
 die Unfehlbarkeit des  
 apfles, ich glaube, daß ich  
 ichstens den roten Adler-  
 den IV. Klasse bekomme,  
 ich glaube an alles, was  
 ungläublich ist, und wenn  
 gt dort drinnen ein Tisch  
 eht, bedeckt mit Speise und  
 rank — mich soll's nicht  
 ndern —; denn die gütige  
 ee, die den heutigen Tag  
 giebt, muß wissen, daß ich  
 nen riesigen Hunger habe.“  
 Herr Bornheim lachte:  
 „Noch immer der Alte! Herr  
 ernand, seien Sie die gütige  
 ee, und besorgen Sie das  
 Tischlein deck' dich!“ Und  
 un herein mit dir, alter  
 Freund, ich breune darauf,  
 eine Schicksale zu hören.“



„Also ist es doch kein Traum! Ich träume nicht, ich wache,  
 es ist Wirklichkeit!“

Zwei Minuten später saßen die wiedervereinigten  
 Freunde an einem wohlbesetzten Tische und Bornheim be-  
 lustigte sich an den Angriffen, die sein Gast auf eine  
 Laubenspastete machte.  
 „Bruderberg,“ rief dieser, „das ist ein Glückstag heute!  
 Das Kaiserfest, einen lieben Freund wiedergefunden  
 und dieses Frühstück! Und welche Pracht um mich  
 herum! Donnerwetter, ich komme mir hier vor, wie  
 eine Mücke in der Milchsuppe!“  
 „Ha, ha, ha,“ lachte Wilhelm. „In deiner Zoppe  
 und mit deinem Hederhut schaust du wirklich aus wie  
 ein alter Varrikadentkämpfer!“  
 „Erinnerungen, Kamerad! Habe mit dem alten  
 Heder gegen die Sklavenhalter gekämpft!“  
 „Bravo! Das sieht dir gleich! Nun noch dieses  
 Glas auf das wiedergewonnene Vaterland, für das  
 wir vor 22 Jahren gekämpft!“  
 Fürstmann hob begeistert sein Glas und leerte es auf  
 einen Zug: „Deutschland, das einige, das starke, hoch!“

„Aber du, der du als Wilhelm Braunwart mit mir  
 revolutioniztest? Wie kommt es, daß du dich in einen  
 Wilhelm Bornheim verwandelt hast?“  
 „Davon später,“ erwiderte dieser, „und nun, Freund,  
 deine Erlebnisse?“  
 Fürstmann erzählte: „Eine alte Geschichte, doch bleibt  
 sie immer neu und wenn sie just passieret, dem bricht  
 das Herz entzwei. Doch mein Herz ist trotz Heine  
 noch nicht in Scherben gegangen. Da ich als Flücht-  
 ling den amerikanischen Boden betrat, war ich Kapi-  
 talist mit 10 Dollars in der Tasche. Als schlechter  
 Haushälter, und anstatt mein Geld in Eisenbahnaktien  
 anzulegen, zehrte ich vom Kapital und in wenig Tagen  
 war es beim Teufel. Vom Hunger war ich von jeher kein  
 Freund und den Durst hasste ich; da fiel mir zum Glücke  
 ein, daß ich Naturwissenschaft und Chemie studiert habe,  
 und Mineralogie stets mein Lieblingsfach gewesen war.  
 Also warf ich mich auf die Mineralogie.“  
 „Wie? Auf die Mineralogie?“

„Natürlich! Ich beschäf-  
 tigte mich mit der wissen-  
 schaftlichen Zerkleinerung der  
 Steine auf den Landstraßen  
 bei New-York!“  
 „Armer Freund!“  
 „Ich sage dir, ich habe  
 über die Härtegrade der  
 Basalte, Porphyre und Gra-  
 nite praktische Versuche ge-  
 macht wie kein Mineraloge  
 vor mir. Aber das Stein-  
 klopfen stillte nur mangel-  
 haft meinen Hunger, von mei-  
 nem Durste gar nicht zu  
 reden. So versuchte ich es  
 denn mit der Chemie und  
 wurde Stöber in einer Apo-  
 theke. Das war ein Herren-  
 leben! Mein Chef kam bald  
 dahinter, daß ich von der  
 Chemie mehr verstehe als  
 er, und so vertraute er mir  
 außer dem Mörser auch noch  
 das Aussegn der Apotheke  
 und das Reinigen der Arz-  
 neigläser an. Meine wissen-  
 schaftlichen Versuche, ob sich  
 ein knurrender Magen auch

durch Bärenbrei, Jungfernsleder und andere Leder-  
 bisfen beschwichtigen lasse, fanden aber bei meinem  
 Chef nicht den verdienten Beifall, und meine chemischen  
 Versuche nahmen ein schmachvolles Ende!“  
 Fürstmann machte eine Pause und leerte sein Glas:  
 „Pah! Lauter Lumpereien! Erlasse mir das übrige.“  
 „Nein, nein,“ eiferte sein Freund; „ich muß alles  
 wissen!“  
 „Nun denn! Es ist ungläublich, was der Hunger  
 ungeahnte Talente in uns ans Tageslicht zerrt. Ich  
 war Hausknecht, und war ein Matador im Stiefel-  
 wischen, ich war Kellner, ich habe als Barbiergehilfe  
 die Bauern geschunden und geschöpft! Im fernen  
 Westen bin ich von Farm zu Farm gezogen als Holz-  
 macher, als Jäger, als Schulmeister. Ich habe mehr  
 als hundert Farmerprüflinge in die Geheimnisse des  
 ABC und des Einmaleins eingeweiht. Am besten  
 ist mir's gegangen als oberstem Befehlshaber über  
 Schweine und Rindvieh, was man bei uns in Deutsch-

land „Schweinhirt“ nennt. Aber auch diese Herrlichkeit genoss ich nicht lange und mein Farmerleben nahm ein tragisches Ende. Ich kann es den Indianern nicht verübeln, daß sie den weißen Eindringlingen nicht besonders grün sind, die ihnen ihre Jagdgründe nehmen und dafür den Schnaps und die Plattern gebracht haben, aber — Donnerwetter totschlagen und skalpierten läßt man sich doch nicht gerne von ihnen. Eine Bande Sioux überfiel meine Herde. Ich wehrte mich natürlich um die mir anvertrauten Viecher, wurde aber von einem Tomahawkhieb zu Boden geworfen, und eben fuhr mir einer der roten Teufel ganz gemächlich mit seinem Skalpmesser um den Kopf herum, um mich meiner Locken zu berauben, da — knallten die Büchsen meiner braven Farmer, mein Skalpliebhaber machte einen Purzelbaum, und die roten Diebe gaben Herzensgeld und ließen zwei Tote auf dem Schlachtfelde!

„Gustav,“ sagte Herr Bornheim und drohte mit dem Finger, „wunderbar, fast zu wunderbar! Oder ein bißchen aufgeschnitten, he?“

„Aufgeschnitten?“ lachte der andere, „nein, nicht aufgeschnitten, aber angeschnitten! Da!“ und er warf seine schwarzen Mähnen zurück: „siehst du die blutrote Linie um meine Stirne? Angeschnitten, ja, aber, ha, ha, ha, meine Locken habe ich noch!“

„Verzeihe,“ sagte Bornheim, tiefbewegt und reichte dem Freunde die Hand, „verzeihe, aber in der That, es ist zu wunderbar.“

„Freilich,“ lachte Fürstmann, „nicht viele werden ein solches Viebeszeichen an der Stirne tragen. Doch weiter. Nachdem ich von meiner Wunde — dem Tomahawkhieb — genesen war, schulterte ich meine Büchse, steckte mein Bowiemesser in den Gürtel, und marschierte gen Colorado. Der Teufel hatte dort just, um Rekruten für die Hölle zu werben, neue Goldfelder aufgethan, und die Goldgier trieb ein Heer von Vagabunden und Landstreichern nach dem gelobten Lande. Ein Landstreicher war ich ja auch, wenn ich auch noch nicht gebettelt oder gestohlen hatte, aber ich hatte das Hundeleben satt und wollte entweder reich werden oder zu Grunde gehen. Das letztere wäre wahrscheinlich der Fall gewesen, da brach der Krieg aus mit den südstaatlichen Rebellen, und das war Wasser auf meine Mühle. Kampf gegen die Sklaverei! Ich ließ mich anwerben, und machte unter Sigel und Hecker ein Duzend Schlachten mit. Wenn man den Tod nicht fürchtet, avanciert man. Nach Beendigung des Krieges war ich Kapitän mit einem hölzernen Bein. Das Original liegt auf dem Schlachtfelde von Bull-Run, ein Lederbissen für die Raben; und den schwarzen Galgenvögeln wird es geschmeckt haben, denn ich sage dir, es war ein ganz schönes, fettes Bein.“

„Braver Kamerad! Der „Hinfende“ in Fahr darf stolz darauf sein, einen so wadern Kollegen zu haben!“ Und nun, wie steht es heute mit dir?“

„Mein Stief Fuß trug mir von der Regierung eine Pension ein, klein, aber groß genug, daß ich mich hier niederlassen und meinem eigentlichen Berufe der Naturwissenschaften und namentlich der Chemie leben konnte. In meiner bescheidenen Wohnung habe ich mir ein kleines Laboratorium eingerichtet, und wenn ich auch den Stein der Weisen noch nicht entdeckt habe, so habe ich doch Arbeiten geliefert, die von Fachmännern Anerkennung gefunden haben, und meine Aufsätze in technischen Blättern werden mir anständig honorirt.“

„Was?“ rief Bornheim erstaunt, „wir wohnen seit

Jahren in einer Stadt und wissen nichts von dem andern?“

„Vegreiflich,“ lachte Fürstmann. „Erstens sage ich wie eine Gule in meiner Bude, während du, wie ich zu meinem Erstamten sehe, als Glücksvogel in böseren Regionen schwärmt; und zweitens heiße ich hier Fürstmann. Ich habe — ha, ha, ha, — ich habe einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen und Deutschland mit einem weitem Fürsten bereichert. Ich habe den „Fürst“ dort zurückgelassen und nur den „Mann“ mit herübergenommen. Ich heiße „Mann“ und der „Fürstmann“ wird erst wieder auferstehen, wenn der „Mann“ es zu etwas Tüchtigem gebracht hat!“

Bornheim sprang erregt von seinem Stuhle auf: „Mensch, was sagst du? — Mann? — du bist der Mann?“ Er nahm ein Paket Zeitungen von seinem Schreibtische und warf es auf den Tisch. „Dieser Titel hier, und der und der, unterzeichnet „Mann“, diese sind von dir?“

„Natürlich! Ich bin der Rabe, der diese Platten speißt.“

Bornheim stieß einen Jubelruf aus: „Brachmann, Herrlich! Mensch, weißt du, daß du ein Genie bist!“

„Weiß ich längst,“ erwiderte Mann trocken. „Ein Genie, aber ein verkommenes!“

„Nein, ein vollkommenes! Weißt du, daß ich dem Manne da, der sich „Mann“ nennt, Tausende zu verdanken habe?“

„Du mir? Ha, ha, ha! Das ist klassisch!“

„Ja wohl klassisch. — Kennst du die große chemische Fabrik bei dem Bahnhofe? Diese Fabrik verdankt dem klassifischen Ratschlägen, daß sie den Kampf mit ihren Nebenbuhlern siegreich besteht. Ich bin nicht nur Mann, sondern auch Fabrikant, und diese Fabrik ist mein.“

„Was? Diese großartige Fabrik dein? Wie ist der Verstand still.“

„Halt, der darf nicht stille stehen, den nehme ich jetzt in meine Dienste. Diese Fabrik besitzt ein prächtiges volles chemisches Laboratorium . . .“

„Ha!“

„Und der Chef dieses Laboratoriums bist du!“

„Aber . . .“

„Nein Aber! Dank der gütigen Fee, die dich in meine Arme geführt. Ich halte dich fest, mein Freund und Mitarbeiter. Bornheim und Cie.“

„Topp! Es gilt!“ rief Adolph Mann und schallte freudig ein. „Mein Verstand ist nur einen Augenblick stillegestanden, er marschirt schon wieder. Bornheim und Compagnie! Compagnie, Halt, Front! Präzisions-Gewehr! Und wenn die Compagnie nicht Parade-marsch marschirt, so kommandierst du: Halt! Steht! Marsch! marsch wieder zu den Farmern.“

Herr Bornheim lachte herzlich. „Der Himmel erhalte deinen guten Humor, mein Freund. Aber jetzt, Vorne, bist du wieder „Fürstmann“. Das Kaiserreich Deutschland braucht keinen Fürsten mehr, du hast ihn dir durch dein Genie wieder zurückerobert, und der „Fürstmann“ darf wieder auferstehen.“

„So sei es denn,“ jubelte dieser. „Von heute an wieder „Fürstmann“, und er soll dir und dem Namen meines Vaters Ehre machen.“

„Bravo! Morgen bezieht Fürstmann sein neues Standquartier. Ich werde dir meinen Wagen schicken, deine Sachen abzuholen. Du wohnst —?“

„Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch. Schick nur einen Schiefkarren mit Bedeckung, das genügt.“

„Was?“ Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch?“

\*) Er ist auch stolz darauf, der Hinfende.

Bornheim erstaunt. „Hat nicht Elsa...? Sage mir, ist nicht auch eine deutsche Näherin Bewohnerin der höhern Regionen?“  
 Freilich, Elisabeth! Wir sind Zimmernachbarn, nächst am Himmel. Doch, was soll's mit dieser Unmelsbewohnerin?“  
 Ich interessiere mich für sie. Bitte, was weißt du über?“  
 Sehr wenig und — sehr viel. Die Dame ist...“  
 Bornheim machte ein etwas erstauntes Gesicht:  
 „Dame? Eine Näherin?“  
 Ja, eine Dame! die Dame ist arm wie eine Kir-  
 imans und stolz wie eine... Na, Bruderherz, ich  
 dir, ich habe begründeten Verdacht, daß sie eine  
 lappte Fürstin ist, die zu uns niedergeliegen. um  
 st zu versuchen, wie  
 armes, verlassenes  
 und erkund sich ehren-  
 t durchs Leben durch-  
 kämpfen vermag. Das  
 ein Frauenzimmer,  
 im Kampfe mit einem  
 blischen Schicksal einen  
 um beschämen kann.“  
 Bornheim drohte  
 elnd mit dem Finger:  
 „du bist ja ganz  
 eifert? Ich glaube

„Ja, begeistert! Mehr  
 begeistert! Ich fürchte  
 st, — wenn die Re-  
 cheren mich nicht zum  
 ppe geschossen hät-  
 ich könnte noch die  
 mmmheit begehen, mich  
 verließen.“  
 „Mir zu, mein Junge.“  
 Bornheim lüftig.  
 „u bist ja noch ein ganz  
 licher Mann, und  
 fürstliche Näherin  
 d nicht grausam sein  
 richte die Hochzeit  
 — ich!“  
 Fürstmann erhob ab-  
 rend die Hand: „Lasse  
 ! Ich bin doch sonst  
 rhabhaft nicht blöde.  
 dieser Heldin gegen-  
 r bin ich schüchtern  
 ein Kind.“

Eine Heldin! Wirklich, du machst mich neugierig.  
 „Sagst du etwas näheres über ihre Vergangenheit?“  
 Nur Vermutungen. Sie ist nicht sehr mittelstam.  
 glaube, sie ist aus einer guten und wohlhabenden  
 milie. Jedenfalls hat sie eine vortreffliche Erziehung  
 offen, und ist ein verteufteltes resoluteres Frauenzimmer.  
 rum sie nach dem Tode ihres Vaters nach Amerika  
 gewandert, habe ich nicht ermitteln können. So  
 aber weiß ich: Sie ist seit Jahren ruhelos von  
 adt zu Stadt gewandert, bis ihre Mittel erschöpft  
 en, und nun hat sie sich seit 2 Jahren hier nieder-  
 assen und fristet ihr Leben durch ihrer Hände Arbeit.  
 darf mich ja ihren Freund nennen, aber ihr eine Unter-  
 zung anzubieten, habe ich noch nicht wagen dürfen!“  
 „Wunderbar!“ jagte Bornheim, „diese räthelhafte  
 herin muß ich kennen lernen. Auch meine Tochter

schwärmt für sie. Du blickst mich verwundert an? Ja,  
 ich habe eine Tochter. Doch, das kannst du ja nicht  
 wissen, und auch über meine Vergangenheit bin ich dir  
 Rechenschaft schuldig. Du hast mich zum letztenmal  
 gesehen, als auf der Barrifade mich eine preussische  
 Kugel niederwarf. Nun höre, was weiter geschah.“  
 Bornheim erzählte dem teilnehmend aufhorchenden  
 Freunde die uns bereits bekannte Geschichte. Nachdem  
 er geendet, erhob er sich: „Gustav, du siehst, das Schick-  
 sal hat es gut und — schlimm mit mir gemeint. Be-  
 weide mich nicht. Heute aber, mein Freund, danke ich  
 dir einen wahrhaft glücklichen Tag. Und nun, auf  
 Wiedersehen! Geschäfte rufen mich.“

Fürstmann stetzte in gehobener Stimmung seiner  
 Wohnung zu. Unterwegs  
 blieb er vor der großen  
 Spiegelscheibe einer Klei-  
 derkammer stehen und  
 betrachtete sein Spiegel-  
 bild: „Bei Gott, er hat  
 recht! Ich schaue aus wie  
 ein Vagabund! Ich muß  
 flugs ein anständiger  
 Mensch werden, ich werde  
 sonst morgen bei der Vor-  
 stellung zur Fabrik hin-  
 ausgeschmissen.“  
 Nach einer Viertelstunde  
 verließ Gustav das Klei-  
 dermagazin in einem ge-  
 wählten, fleißigen An-  
 zuge. „Kleider machen  
 Leute.“ „Habe, hol' mich  
 der... Halt, als Gentle-  
 man darf ich nicht mehr  
 fluchen. Habe wahrhaftig  
 nicht gewußt, daß ich  
 noch ein so hübscher  
 Bursche bin. Um, hm!  
 Na, was fährt mir da  
 für eine Dummheit durch  
 den Kopf? Braver Kerl,  
 der Wilhelm. Wahrlich,  
 er soll's nicht zu bereuen  
 haben.“



„Un tolle!“ rief der Flüchtling und slog in großen Sägen die Treppe hinunter.

Er hatte die fünf Trep-  
 pen seiner Wohnung er-  
 stiegen und machte Halt,  
 um zu verschauen.  
 Freue dich, mein alter  
 Stelzfuß, das ist deine  
 letzte Bergpartie! Werde dich morgen parterre ein-  
 logieren.“  
 Der Vorplaz führte zu zwei Thüren. Die eine  
 Thüre hatte die Aufschrift: „Elisabeth Gotthold,  
 Näherin“, die andere: „Gustav Mann, Chemi-  
 ker“. Eben war Fürstmann im Begriff, seine Zimmer-  
 thüre aufzuschließen, da — was war das? Aus dem  
 Nebenzimmer ertönte Lärm. Eine drohende Männer-  
 stimme, — auch glaubte er die erregte Stimme seiner  
 Nachbarin zu unterscheiden.  
 Mit dem Ausruf: „Da ist etwas nicht richtig!“  
 trat er auf die Thüre zu, als diese aufgerissen wurde,  
 und ein Mann an ihm vorüberhuschte.  
 „De da! Monsieur Francois, was giebt's?“  
 „Une tolle!“ rief der Flüchtling und slog in großen  
 Sägen die Treppe hinunter.

Nengicrig und fast erschreckt überschritt der Chemiker die Schwelle.

In dem kleinen Zimmer, das nur von einem Fenster beleuchtet wurde, stand hoch aufgerichtet, mit vor Aufregung glühenden Wangen die Näherin Elisabeth Gottbold. Eine Frauengestalt, wie sie uns die kleine Elsa beschrieben. Mit der linken Hand stützte sie sich auf ihren kleinen, mit Näharbeiten bedeckten Tisch, und in der schlaff herabhängenden Rechten hielt sie frampshast einen Revolver.

„Freundin! Elisabeth! Was ist geschehen?“ rief Fürstmann, ernstlich erschrocken bei diesem Anblick.

„Beinahe ein Mord!“ stöhnte das Mädchen, und warf mit einem leisen Schauer die Waffe auf den Tisch. Dann sank sie auf einen Stuhl nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in frampshastes Schluchzen aus: „O! diese Schmach! diese Schande!“

„Elisabeth, erklären Sie mir! Dieser Franzose?“

„Der Glende! Er mißbraucht sein Recht als Hausherr, um in mein Zimmer zu dringen und mich mit seinen Zubringlichkeiten zu beleidigen.“

„Der Schurke!“ rief Fürstmann empört. „Und ich war nicht da, um Sie zu beschützen und den Glenden zu züchtigen!“

Elisabeth ließ die Hände sinken und blickte gerührt zu ihm empor:

„Ja, Sie, Sie sind ein treuer Freund! Sie und der kleine Sechsklüfige dort. Vor diesem kleinen Beschützer hat der Heißling die Flucht ergriffen.“

Fürstmann warf einen erstaunten Blick auf den Revolver: „Tapferes Mädchen!“ und lächelnd setzte er hinzu: „Wahrlich, ich habe nicht gewußt, daß ich eine so gefährliche Nachbarin habe.“

Elisabeth erhob sich: „Glauben Sie denn, ein einfaches, verlassenes Mädchen durchforstet jahrelang Amerika nach . . . einerlei zu welchem Zweck — ohne einen solchen Beschützer? Und daß er mich zu beschützen vermag, haben Sie gesehen. Doch fort mit diesem häßlichen Bilde!“ Mit einem freundlichen Blick auf Fürstmann setzte sie hinzu: „Sie hätte ich wahrlich kaum erkannt. Welche Verwandlung ist mit Ihnen vorgegangen? Sie sind ja ein wahrer Elegant geworden!“

„Nicht wahr,“ erwiderte dieser lachend, „ein müßlicher Stutzer. Ein bunter Schmetterling ist aus der garstigen Raupe hervorgetroffen! Heute habe ich einen neuen Menschen angezogen, denn heute — freuen Sie sich mit mir — heute ist ein Tag des Glücks, ein Wendepunkt in meinem Leben! Aus dem armen Stubbengelehrten ist ein Mann der That geworden, und ich sehe einer schönen Zukunft entgegen.“

Elisabeth reichte ihm gerührt die Hand: „Mein Freund, wie mich dieses freut. Darf ich wissen?“

„Gewiß. Ich habe einen Freund wiedergefunden. Einen alten Kriegskameraden. Auch er hat als Flüchtling den amerikanischen Boden betreten, aber das Glück war ihm günstiger als mir, und heute ist er ein reicher Mann. Vor 22 Jahren haben wir uns zum letzten Mal gesehen.“

„Vor 22 Jahren,“ flüsterte Elisabeth sinnend: „O auch ich kenne jene Zeit.“

Fürstmann fuhr fort: „Er ist Besitzer der großen chemischen Fabrik und hat mir eine Stellung als Chemiker angeboten, der brave Kamerad. Doch leider ist Wilhelm . . .“

Elisabeth blickte auf: „Wilhelm? Was sagen Sie? Wilhelm?“

„Ja, Wilhelm Bornheim. Doch, was bewegt Sie so? Sie sind ganz blaß geworden.“

Das Mädchen lächelte schmerzlich: „Eine trübende Verwandlung, es ist schon vorüber. Bornheim? O, Namen kenne ich. Der Vater meiner lieben, süßen Elsa. Sehen Sie den schönen Kranz an meinen Händen. Vor einer Stunde hat das liebe Kind mir diesen Kranz selbst gebracht, um an dem heutigen Festtage mein Zimmerchen zu schmücken! Gott segne sie.“

„Welch wunderbarer Zufall,“ jagte Fürstmann. „Sein Töchterlein schwärmt für Sie, und auch der Vater will die Freundin seiner Elsa kennen lernen.“

„Ja, ja, Sie werden nächstens einen vornehmen Besuch erhalten. Doch hören Sie weiter: Während trotz seines Reichthums nicht glücklich. Seine liebe Braut, die er in Deutschland zurücklassen mußte, hat dem Flüchtling ihre Treue nicht bewahrt, und er nach Jahren den Schmerz dieser Täuschung überwunden, und sich auf den Wunsch seines Glucks, dessen einzigen Tochter vermählte, hat er auch in diese Bunde das verlorne Glück nicht gefunden.“

„Der arme Mann!“

„Ja, ein armer Mann! Nach dem Tode seiner Frau . . .“

„Sie ist gestorben?“ fragte Elisabeth trübend. „Seit 12 Jahren ist er Witwer. Seit dem Tode seiner Frau taucht das Bild seiner ersten Liebe wieder in ihm auf und . . . na, ich bin sonst nicht leicht gerührt — unter Farnern und Indianern verlor ich das — als er mir aber heute sein Geschick erzählt und wie heute noch das Andenken an sein trübes Glück Elisabeth . . . Doch, Elisabeth, was ist Ihnen?“

Das Mädchen hatte mit steigender Aufmerksamkeit der Erzählung gelauscht. Jetzt war sie mit einem heftigen Schrei mit der Hand nach dem Herzen gefahren: „Ich? — Ich — ich habe . . .! Wilhelm und Elisabeth! Diese Namen haben eine schmerzliche Erinnerung in mir wachgerufen! Bitte, lassen Sie mich jetzt allein. Ich habe das Bedürfnis, allein zu sein.“

Fürstmann hatte mit Besorgnis die Aufregung seiner Freundin bemerkt:

„Nein, ich verlasse Sie nicht. Sie sind tief leidend. Ein Kummer belastet Ihr Herz! Ich habe ja kein Recht mich in Ihr Vertrauen einzubringen. Aber ich — will Ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, — ich will Ihnen etwas anvertrauen.“

Elisabeth blickte erwartungsvoll zu ihm auf: „So bleiben Sie, sprechen Sie!“

„Ich bin, wie Sie wissen, jetzt ein gemachter Mann. Ein tüchtiger Mann! Weiß ich längst!“

„Und . . . und auch noch ziemlich konterveiert!“

Elisabeth mußte unwillkürlich lächeln. „Sagen Sie, schöner Mann sind Sie, und ein eiler Mann, wie jetzt merke!“

„Eitel?“ jagte Fürstmann mit komischem Grinsen. „Eitel auf mein hölzernes Bein?“

„Ja, auf Ihr hölzernes Bein. Es ist eine Wundwunde, auf die Sie stolz sein dürfen.“

„Gut, so wäre also alles in Ordnung bis auf . . .“

„Was? Fehlt noch etwas zu Ihrem Glück?“

„Ja,“ erwiderte Fürstmann. „In meinem Glück ist eben nur noch das — Glück! Ich bin so arm, daß ich noch glücklich werden zu wollen. Ich — ich — ich möchte heiraten!“

Elisabeth sah ihn etwas überrascht. „Heiraten? Doch warum denn nicht? Mein Freund, Sie haben ja recht. Meinen Glückwunsch! Sie haben schon die Wahl getroffen?“

„Natürlich! Schon längst; aber erst heute ist ich mich berechtigt, zu hoffen. Aber mir fehlt der Mann.“

Wie? Sie ein Held in der Schlacht? Courage, in Freund! Sie sind der Mann, ein Frauenherz erobern."

"Nun denn, so blase ich zur Attake!" Fürstmann t auf sie zu und faßte ihre Hand: "Elisabeth, Freundin! Sie wissen, wie hoch ich Sie verehere. Ich habe mich durch alle Schicksalsstürme ein braves Herz geholt, und eine starke treue Hand, Sie, die Vereinte, zu schützen und durchs Leben zu führen. Ich bin nicht, wie es der Brauch ist, vor Ihnen knien, mein Stelzfuß — betrachten Sie den Kniefall als Lügen. Elisabeth, sagen Sie Ja!"

Elisabeth war erschrocken zurückgewichen: "Nein, nein!" rief sie erregt. "Niemals! O, mein Freund, den Schmerz hätten Sie mir ersparen sollen, den Schmerz, Ihnen wehe thun zu müssen! Mein Herz... Sie sollen später erfahren, warum ich einstamms Leben wandern muß. Jetzt verlassen Sie mich. Ich ist zu viel heute auf mich eingestürzt, ich bedarf Ruhe, der Fassung."

Sie reichte ihm die Hand, er ehrerbietig an die Lippen zog.

Elisabeth, sagte er mit erndem Munde, der Lieber geht. Dem Freunde, Bruder werden Sie nicht verwehren zurückehren!"

Den Schluß und den Zeitpunkt der heutigen bel- und Friedensfeier wete eine reiche Illumination der Stadt und das Brennen eines brillanten Feuerwerkes auf dem Festplatze. Auf dem von tausend Flammen taghell behellten Platze drängte sich eine bunte Menge, zu Fuß, zu Ross, zu Wagen, um in Erwartung der kommenden Feier zu sehen und gesehen werden.

Auch Bornheim war hingefahren, um seiner Elsa prächtige Schauspiel zu zeigen. Sie saß mit ihrer Erzieherin, Fräulein Helwig, den schwellenden Kissen des eleganten Wagens. Ihrer hatte der bessere Übersicht wegen auf dem erstenherbode neben seinem schwarzen Kutscher Cäsar Platz genommen.

Plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, erloschen alle Lichter, und der Platz war in tiefe Dunkelheit gehüllt. Nur einen Augenblick, und ein Bündel von Hunderten von Raketen züchte in die Luft, und Tausende in glänzenden Sternen verpufften an dem nächstlichen Himmel. Die Menge brach in das übliche Ah! aus, und das Feuerwerk nahm seinen Verlauf: Feuerträder, Raketen, achtzigeln, Kanonenschläge, Sprühregen; im Britenfeuer die Germania, wie sie stolz hinüberschaut über Meer! Das Volk brach in ein brausendes Hurra aus. Elsa klatschte jubelnd in die Hände: "Lieber Vater, wie schön, wie herrlich!"

"Jetzt passe auf, mein Kind. Jetzt kommt das Beste!"

Ein Sprühregen erhellte den Platz und in funkel-

den Sternen stieg der Name unserz Heldenkaisers zum Sternenhimmel empor: "Wilhelm!"

Auch Elisabeth an der Seite Fürstmanns hatte das Fest besucht. Mit strahlenden Augen schaute sie das glänzende Bild: "Wilhelm!" "Sein Name! O?!..." plötzlich zuckte sie zusammen: "Dort! dort! O Gott, du bist gnädig und barmherzig gewesen!" Und mit dem Ausruf: "Wilhelm!" sank sie bewusstlos zusammen.

"Um Gott, welcher Zufall," rief Fürstmann erschrocken und fing die Sinkende in seinen Armen auf. Die Umstehenden drängten sich um die Scene, die wenige Schritte von Bornheims Wagen stattfand.

"He! Adols! Welche Stimme! Wer ruft mich? Was giebt es da?" rief Bornheim erregt.

Fürstmann war mit seiner Last an den Wagen getreten: "Wilhelm, du? Glücklicher Zufall! Eine Ohnmächtige! Elisabeth, — du weißt."

"O meine Elisabeth!" rief Elsa erschrocken. "Meine liebe Freundin! Vater, guter Vater!"

Das glänzende Bild des Kaisers war erloschen, der Platz war wieder in Dämmerung gehüllt, und die Menge fing an sich zu verlaufen.

Bornheim sprang von seinem Sitze herunter: "Ruhig, mein Kind. Für deine Freundin soll gesorgt werden." Die Freunde hoben die Bestimmungslose in den Wagen. Fräulein Helwig, nehmen Sie sich der Armen freundlich an! Cäsar, nach Hause!" Bornheim nahm den Arm seines Freundes und folgte dem Wagen.

In einem hellerleuchteten Saale des Hotel Bornheim lehnte Elisabeth erschöpft in einem Sopha. Elsa saß auf einem Taburet zu ihren Füßen, und blickte besorgt zu ihr auf: "Gottlob, daß Sie sich wieder erholt haben."

"Ich war zum Tode erschreckt!"

Elisabeth zog lieblosend das Kind zu sich empor: "Meine liebe Elsa! Wie bedaure ich, Sie durch meine Schwäche beunruhigt zu haben. Ich weiß nicht, was mir begegnet ist. Es muß eine Vision gewesen sein, eine Täuschung. O Gott, es ist ja nicht möglich! Und," fuhr sie fort, erstaunt um sich blickend, "diese Pracht! Es ist wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Elsa, mein Kind, wie komme ich in diese Räume? Wo bin ich?"

Elsa lächelte: "Ei, Liebste, Beste, unser Wagen hat Sie hieher gebracht. Sie sind bei meinem Vater. Er wird gleich hier sein. O, wie wird er sich freuen, der gute Vater. Ich habe ihm vieles von Ihnen erzählt. Er weiß es, daß Sie meine liebe Freundin sind. Er hat mir versprochen, Sie zu besuchen, und jetzt — wie reizend — jetzt sind Sie es, die ihn zuerst besucht."

Elisabeth erhob sich: "Mir ist ängstlich zu Mut! Welche Verlegenheit! Was muß der vornehme Herr von mir denken? Ich, — ich —! O, Elsa! Wer war



Elisabeth barg das Gesicht in ihre Hände und ein kramphostes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

der Mann, der neben dem Neger auf dem Rutschbocke saß? Ist er ein Diener Ihres Vaters?"

Elsa brach in ein lustiges Lachen aus: „Ein Diener? Wie komisch! Es ist mein Vater selbst. Doch hier kommt er.“

Die Thüre öffnete sich und auf der Schwelle erschien die hohe Gestalt Vornheims, gefolgt von seinem Freunde Fürstmann.

Elisabeth starre den Eintretenden entgegen, mit einem leisen Schrei sank sie auf das Sopha zurück.

Vornheim trat freundlich auf sie zu: „Mein Fräulein, es freut mich, Sie in meinem Hause begrüßen zu dürfen. Erholen Sie sich. Der leichte Unfall . . .“

Blötzlich stockte er. Er hatte in ein thränenüberströmtes Gesicht geblickt. „O Gott! Ist es möglich? Elisabeth!“ rief er in höchster Aufregung und streckte unwillkürlich die Arme nach ihr aus.

Elisabeth barg das Gesicht in ihre Hände und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Vornheim rang nach Fassung.

Elsa blickte mit ihren Kinderaugen erstaunt zu ihrem Vater empor.

Fürstmanns ernste Züge verklärte ein verständnisvolles Lächeln. „Welch ein Glück, daß sie mir heute einen Korb gegeben hat.“

Vornheim hatte sich ermannt. „Elisabeth,“ sagte er mit sanfter, leise bebender Stimme, „Elisabeth, müssen wir so uns wiedersehen?“

Sie blickte zu ihm auf und wie durch einen Zauber gebannt, rang sie vergebens nach Worten.

„Arme, Unglückliche! Erkläre mir! Wie kommst du nach Amerika?“

Jetzt war der Zauber gebrochen. Mit einem Schreimanssprchlichen Entzückens sprang sie auf und alles um sich her vergessend warf sie sich in seine Arme: „Wilhelm, einzig Geliebter. Ich, — o ich bin dir treu gewesen! Ich bin dir treu gewesen, — sonst hätte diese Stunde mich getödet! Du glaubst mir nicht? Denkst du an meinen Schwur vor dem Gefängnisgitter? O, ich bin dir treu gewesen!“

Vornheim tief erschüttert, löste sanft die ihn umschlingenden Arme: „Und, Elisabeth! dein Gatte?“

„Unerhörter Betrug! Hier, hier! — Ich trage sie immer bei mir! Hier, deine Briefe! Ich fand sie in dem Nachlasse meines unglücklichen Vaters. Sie sind alle unterschlagen worden. Mit diesen Briefen, meinem köstlichsten Schatz stoh ich nach Amerika, um dich, einzig Geliebter, zu suchen! O, ich bin dir treu gewesen!“

„Gelobt sei Gott,“ jauchzte Vornheim und zog sie an sein Herz. „So habe ich dich wieder, du verlorene Geglaupte, du stets Geliebte! Elsa, mein Kind, küsse deine neue Mutter!“

Mit einem Jubelruf umschlang die weinende Elsa den Hals ihrer alten Freundin!

Elisabeth küßte sie und barg schluchzend ihr Haupt an der Brust Vornheims: „Wilhelm!“

„Hörst du, Geliebte, den Jubel nebenan? Sie feiern in meinem Bankettsale das heutige Fest. Meine Beamten, meine Diener! Komm', Geliebte, sie müssen heute noch meine Braut begrüßen. ihre Gebieterin!“

„O, welch' ein Tag, dieser Kaiserstag!“

Wieder glücklich nach zweiundzwanzig Jahren.“

### Denkspruch.

Die Tiefe der Empfindungen wiegt oft beschämend die Höhe des Verstandes auf.

### Der geheimnißvolle Besuch im Pfarrhause.



**E**in warmen Abend war ein geheimnisvoller Besuch im Pfarrhause. Die Thüre war nicht von jener Schwelle erfüllt, wie eine Abklärung selbst in den hellen Sonnenstrahlen nicht zu geleuchten Klammern unmöglich machte und sogar die ruhigen Dächern den Schnee und den Poren trübte. Nur von den Höhen des freien Namen mit der

Thal führenden herrlichen Schwarzwaldes flutete es und zu ein Lustzug durch das anmutige Thal an seinen Füße und zog in lauen Wellen durch das Dorf, das umweit der großen Fahrstraße, teils hinter weichen Getreidefeldern, teils hinter den grünblauben Jüngern mächtiger Obst- und Lindenbäume verstedt lag, so daß das Auge selbst aus kurzer Entfernung fast nichts hatte, die von Rauch und Wetter dunkel gebräunten Strohdächer oder die aus Holz gezimmerten oder aus graubertünchten Ziegelsteinen hergestellten Wände der Häuser zu erkennen.

An dem Dorfe war sonst weiter nichts Lebendiges oder Merkwürdiges, es war eben nicht schöner und nicht häßlicher als die meisten derartigen Dörfer in den Schwarzwaldthälern; aber durch etwas zeichnete es sich doch vor den andern weit und breit aus, das war durch die schöne große Kirche mit dem herrlichen Altarbild darin, die heilige Familie darstellend, ein Geschenk von hoher Hand, wie die alte Detschmied meldete. Schön war auch das Chorpult, ebenfalls ein Geschenk von gleicher Herkunft, welches einen majestätischen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellte. In frühern Jahren hatte das metallene Tier immer in bläulich blankem Schimmer gestrahlt, der Rost aber, der belästlich wie die Motten alles Irdische nicht allein frisst, sondern auch trüb und schmutzig macht, hatte im Laufe der Zeit auch an ihm seine unheilvolle Wirkung ausgeübt, sodaß sich der Künstler gezwungen sah, den alten Vogel als Sonntag-Morgen energisch abzureiben, der dann wieder wie in den schönsten Tagen seiner Jugend leuchtete.

An die Kirche und zwar an die Sakristei schloß sich das Pfarrhaus, ein eigentümlicher Bau, eine Art Landes Schloß, wenigstens gewährten die am Dache ausgezackten Mauern mit den vier kleinen Thürmchen einen solchen Anblick. Auf der hintern und der rechten Seite war das Pfarrhaus von einem ganz allerliebsten Garten umgeben, in dessen Mitte ein Springbrunnen lustig plätscherte, während rings auf sorgsam gepflegten Beeten und Rabatten allerlei schöne Blumen einen angenehmen Duft verbreiteten.

Das Haus war bewohnt von dem alten Pfarrer, dem freundlichen, milden, alten Herrn, der darin in seiner Ruhe lebte, Kindern Unterricht und Erwachsenen Rat erteilte, wofür er wiederum von alt und jung geliebt wurde.

An jenem Abend, es mochte gegen 10 Uhr sein, war der alte Herr in seinem ledernen alten Lehnstuhl mit dem Feszen des Lehrers, Anzeigers für Stadt und Land beschäftigt und, ohne diesem wackern Blättlein zu nahe zu treten, eben im Begriff darüber einzuschlafen, als ein heftiges Schellen an der Thorglocke ihn aus seiner sanften Träumerei weckte.

„Wer kann noch zu dieser Stunde klingeln? Scholastika hat sich doch längst zu Bett begeben! Gm, es ist doch doch nichts Unangenehmes ereignet haben!“ rief er zu sich selbst, indem er sich erhob.

Scholastika war, wie wir hier gleich bemerken wollen, die alte Haushälterin, die bereits wie er das sechste Lebensjahr längst überschritten hatte.

Stillschreitend lief er über den kiesbestreuten Hof des Pfarrhauses und öffnete die Gitterthür, welche in der Hof und Garten umschließenden hohen Mauer befand, dann hob er die in seiner Linken bedeckte Laterne empor, um besser erkennen zu können, wer noch so spät an seiner Thür klingelte. Vor ihm standen zwei Herren und eine junge Dame, die ihm alle drei unbekannt waren. Ehe sich der gute Pfarrer an seiner Überraschung erholt hatte, wurde er bereits von der Dame angeredet.

„Hochwürdiger Herr,“ begann sie, „Sie sehen hier drei größter Verlegenheit sich befindliche Personen vor mich. Wir sind auf einer Schwarzwalddreise begriffen und wollten von unserer Herberge in Nippoldsau aus am früh eine große Tour unternehmen und zur Nacht in unserm Quartier eintreffen. Bei der durch das aufsteigende Gewölk vermehrten Finsternis haben wir uns aber verirrt und stehen nun hilflos vor Ihnen. Können Sie uns vielleicht zu einem Wagen helfen, der uns nach Nippoldsau zurückbringt, oder zu jenem, wo man ein Nachtquartier bekommen kann, denn wir sind müde und hungrig und vollständig erschöpft.“

„Ein Fuhrwerk, ein Nachtquartier?“ rief der Pfarrer. „Ja, da wird, was das erstere anbetrifft, guter Rath zu finden sein. Zu dieser Nachtstunde spannt kein Fuhrwerk sein Bernerwägel an, und andere Gefährte als diese giebt's hier überhaupt nicht. Bezüglich des Nachtquartiers gilt dasselbe. Die beiden Wirtshäuser, die hier giebt, sind für derartige Fälle nicht eingerichtet.“

„Das ist ja entsetzlich! Was ist da zu thun? Ich hab keinen Schritt weiter gehen! Zudem wird das Wetter, das am Himmel steht, in den nächsten Minuten losbrechen!“ jammerte die junge Dame.

In der That hatte sich der Vorbote des Gewitters, ein heftiger Wind, bereits eingestellt und bog die Äste der Bäume im Pfarrgarten ächzend auseinander, während ein greller Blitz plötzlich das nächtliche Dunkel hellte. Furchtsam drängte sich die junge Dame an die beiden Herren und anscheinend auch ältern der beiden Herren, der wie zum Schutze seinen Arm um sie legte. Dem wackern Pfarrer that die kleine Gesellschaft, namentlich aber die angstgefüllte junge Dame leid.

„Wenn Sie mit den beiden freien Zimmern meines Pfarrhauses vorlieb nehmen wollen, so stehen sie Ihnen zur Verfügung. Sie sind zwar nicht kostbar eingerichtet, aber sie enthalten alles, was nötig ist, um in ihnen eine gute Nachtruhe zu haben!“ sagte er, die Fremden mit einer freundlichen Handbewegung zum Eintritt auffordernd.

Ohne zu zögern traten sie ein. Der Pfarrer geleitete sie in das Haus und in das Speisezimmer.

„Machen Sie sich's einstweilen bequem, ich will in dem Speisezimmer, meine Haushälterin, rufen, damit sie Ihnen einen kleinen Imbiß bereite!“

Mit diesen Worten hieß der Pfarrer seine unbekanntem Gäste willkommen.

„Nein, nein, bitte machen Sie unsertwegen keine Umstände!“ rief die Dame.

„Ganz und gar nicht!“ erwiderte zuvorkommend der alte Herr, hinter der Thür verschwindend.

„Welch wackerer Mann!“ sagte die junge Dame zu ihren beiden Begleitern.

„Gewiß! Das ist er! O, wenn er wüßte, was für Gäste er beherbergt, er würde sich zu den ewigen Flammen der Hölle verdammt glauben!“ erwiderte der eine der beiden jungen Herren.

Es war gut, daß die drei unter Dach und Fach waren, denn das Unwetter brach jetzt mit aller Gewalt los. Der Regen rauschte, vom Sturme gepeitscht, in Strömen nieder, die Blitze zuckten und die Donnerschläge krachten an den Bergen entlang, als ob der ganze Schwarzwald aus seinen Fugen springen wollte.

Inzwischen war der Pfarrer wieder zurückgekommen und zwar nicht allein, denn hinter ihm drein schlurrt, die bloßen Füße in Filzpantoffeln, in einer hellblauen und weißgestreiften Nachtjacke und einem melierten fahnenen Unterröckchen, eine ziemlich zerknitterte weiße, mit Spitzen eingefasste und mit gelben Bändern verzierte Haube auf dem Kopfe, die alte Scholastika. Man sah es ihrem griesgrämlichen Gesicht an, daß sie ihr Herr aus dem ersten Schlafe geweckt hatte.

„Scholastika,“ sagte dieser möglichst sanft zu ihr — mit ihr war nämlich, wie es im Leben heißt, nicht gut Kirichen essen — „Scholastika, frage die Herrschaften hier, was sie zur Nacht zu essen wünschen!“

„Wünschen? Wünschen?“ gab diese erregt zurück, indem sie die fremden Gäste mit mißtrauischen Blicken betrachtete. „Zu wünschen wird wohl nicht viel sein! Ich kann nur geben, was da ist, ein Stück kalten Braten, vielleicht auch einen Kieruchen, Butter, Brot und Käse, dazu eine Flasche Apffelwein!“

„Mein Gott, so viel verlangen wir gar nicht! Das ist ja ein wahrhaft prächtiges Mahl, was Sie uns da in Aussicht stellen!“ rief die junge Dame, der alten, mürrischen, von Herzen aber guten Haushälterin freundlich zunickend, welche dadurch sofort für sie so eingenommen wurde, daß sie, so schnell sie es in ihren Filzschlurren vermochte, das Zimmer verließ, um das Mahl zu bereiten.

Die drei Reisenden thaten demselben denn auch alle Ehre an und die Dame sagte über dasselbe der erwartungsvoll dreinblickenden Scholastika soviel Schmeicheleien, daß dieselbe in das größte Entzücken geriet, ihren sonstigen Geiz gänzlich darüber vergaß, und gegen das Ende hin, auf einen Wink des Pfarrers, geräuschlos das Zimmer verließ, um die Gastbetten fertigzustellen, die, wie sie zum Pfarrer sagte, aus dem Pfarrhause eine Herberge machten.

Während des Mahls hatte der Pfarrer Zeit, seine Gäste näher zu betrachten. Alle drei waren, jedes in seiner Art, hübsche Leute. Besonders galt dies von der jungen Dame, deren große tiefblaue Augen in einem wunderbar milden und dabei ausdrucksvollen Schmeltz leuchteten. Wenn bei irgend jemand, so mußte bei ihr das Sprichwort sich bewahrheiten, daß das Auge der Spiegel der Seele ist. Das schöne Oval des zarten, rosig angehauchten Gesichts mit dem kleinen schwellen-

den kirschroten Mündchen und den perlenweißen Zähnen drin war umrahmt von herrlichem flachblondem Haar, und ihre Stimme, wenn sie sprach, war von klangvollstem Wohlklang, der einen bestrickenden Zauber auf den Hörer ausübte. Der ältere der beiden Herren war eine stattliche Erscheinung mit einem edel geschnittenen Kopfe, in dessen Antlitz aus scharf markierten Zügen und blühenden Augen eine nicht unbedeutende Energie und Klugheit hervorleuchtete. Als er dem Pfarrer für seine Güte dankte, fuhr der letztere beim Klange dieser Stimme fast zurück. Sie hatte eine Tiefe und eine Kraft, daß der Ton von dem Holzgetäfel des Speisesaals wie von einem Resonanzboden wiederhallte. Der andere Herr war schlanker und geschmeidiger. Er schien eine träumerische, nachdenkliche Natur zu sein, das zeigten seine tiefen, dunklen Augen und seine gewölbte, breite Stirn, während seine langen Haare ihm einen sogenannten künstlerhaften Anstrich verliehen.

Das Gespräch drehte sich um die Sehenswürdigkeiten, Sitten, Gewohnheiten und Trachten der Gegend und wurde besonders lebhaft von der jungen Dame und dem Pfarrer geführt. Letzterer konnte sich an den wunderbaren Augen derselben gar nicht satt sehen und ein lange nicht mehr gefanntes warmes Gefühl begann seines Herzens sich zu bemächtigen, je länger er sie ansah.

Lange sollte diese Augenweide indessen nicht dauern, denn Scholastika erschien wieder mit der Meldung, daß alles zum Schlafengehen bereit sei. Bevor man sich jedoch eine Gute Nacht wünschte, sagte die schöne Blondine zu ihrem freundlichen Wirt:

„Herr Pfarrer, gestatten Sie mir eine Frage. Morgen ist Sonntag und Sie lesen um 10 Uhr die große Messe. Besitzt Ihre Kirche auch eine Orgel?“

Der Pfarrer sah sie einen Augenblick erstaunt an. Eine seltsame Frage, dachte er bei sich, dann aber erwiderte er:

„O, gewiß besitzt sie eine Orgel, und noch dazu eine ganz vorzügliche. Aber sie schweigt, seit der Schullehrer das Zeitliche gefegnet und die Gemeinde bis jetzt ohne Nachfolger gelassen hat.“

„Nun, unser Freund hier ist ein wenig Musiker und spielt auch die Orgel. Er würde sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, morgen, während Sie die Messe lesen, das eingeschlafene Instrument einmal aufzuwecken!“

„Das würde meinen Kirchenbesuchern sicher große Freude bereiten!“ erwiderte der Pfarrer.

Bald darauf lag alles im Pfarrhause im tiefsten

Schlummer und nur das Ticken der großen Wanduhr im Hausflur bildete das einzige monotone Geräusch, das sich vernehmen ließ.

Über Nacht hatte sich das Unwetter gelegt. Die lästige Schwüle war durch das Feuer der Wärme gelöst worden und hatte einer abgefühlten Temperatur und einer würzigen balsamischen Luft Platz gemacht. Als am Morgen daher die schöne junge Frau dieäden ihres Fensters öffnete, da fiel ein klarer Sommerstrahl aus heiterm, hellblauem Himmel auf ihre dunkelblauen Augen und übergieß mit seinem Lichte das roten Blumen durchsäete grüne Kleeefeld jenseits des Weges, das sich in den auf den Blättern hastenden Tauropfen brach und dieselben wie Milliarden funkelnder Diamanten blitzen ließ. Es war in der That ein herrlicher Tag des Jahres angebrochen.

Nicht lange darauf tönte die Glode aus der Kirche, welche die Gläubigen zum Besuch der Messe einlud, und ließ ihren zarten, ernsten und freundlichen Ruf durch die Lüft schallen. Und der Widerklang nicht vergebend, denn in ihrer heulenden Sonntagstracht, die Männer in ihren schweren langen Röden mit roter Nachpoßpolierung und rotem Futter, die Frauen in ihren weichen runden Hüften, die Weiber und Mädchen in den samtenen, gold- oder seidengestickten Mänteln und kurzen Röden, welche in schöngewirkten Strümpfen die Waden festhalten ließen, mit den blendendweißen bauchigen, nur bis zur Hälfte des Oberarms reichenden Hemdsärmeln und mit den breitbänderigen Kopfen, die wie Schmetterlingsflügel ausliefen, oder mit den weissen Strohhüten, die mit einer Anzahl schwarzer oder roter Kugeln oben auf vor-



Einen solchen Gesang, solche Harmonien und Melodien hat noch keines von ihnen je gehört.

zert waren, schritten sie langsam und gruppenweise auf dem Wege oder an den Häusern entlang der Kirche hin und während die Frauen sich über Herd und Stuhl über Keller und Kammer leise unterhielten, sprach die Herren der Schöpfung mit gewichtiger Stimme nicht bloß über kommunale, sondern weit darüber hinaus über Staats- und andere grundgelehrte Angelegenheiten.

Bevor die Messe begann, also kurz vor zehn Uhr verabschiedeten sich die Gäste von ihrem Wirt. Sie hatten, wie sie zu ihm sagten, einen Wagen gefunden, der sie bis zu ihrem Absteigequartier zurückfahren sollte. Gegen das Ende der Messe hin würden sie abermals und da sie ihn voraussichtlich dann nicht würden sehen können, so dankten sie ihm jetzt schon für seine so liebenswürdige und herzlichste Gastfreundschaft.

„Mein Haus ist Gottes Haus, ihm müssen Sie

len!" rief der Pfarrer, gerührt der jungen Dame Abschied die Hand reichend.

Wir werden ihm auch danken, wir verschieben eben

alsh nur unsere Abreise!" erwiderte sie.

Um zehn Uhr begann die Messe. Die Besucher der

he waren in ihre Gebetbücher vertieft und sangen

leiser Stimme die heiligen Litaneien. Plötzlich

hbrausen ungewohnte Orgeltöne den weiten Raum.

s wendet sich um und richtet den Blick bald nach der

el, neben der unbekannte Köpfe auftauchen, bald nach

Altar, auf dem der alte Pfarrer mit ruhiger Stimme

gewöhnlich den Eingang zur Messe spricht. Seine

te teilt sich auch der Gemeinde mit, man wendet den

per wieder zurück und beugt sich wieder über das Ge-

nuch. Trotz des Talents des Organisten ist die Be-

derung nicht größer, als in den Tagen, wo der Lehrer

Instrument in seiner Weise spielte.

ert aber, in dem Augenblicke, wo sie ihr Haupt

er dem Ton der silbernen Glocke des Priesters be-

jetzt ertönen zwei Stimmen, die eine tief und schwer-

ndere hell und frisch, und getragen von zarter Orgelbe-

ung hört man die Klänge

Mozarts herrlicher Kom-

tion, „O salutaris Hostia“

heiligen Raum durch-

llen. Alles wendet sich,

von höherer Macht ge-

sungen, um und starrt nach

unbekannten Sängern, eins

te leise das andere, wer die

ger seien und ob man sie

kenne, alles ist jetzt starr

Stimmen, die Glocke bleibt

weglich in den Händen des

Knaben, der alte Pfarrer

nimmt an dem allgemeinen

men teil, er hält auf dem

re still in seinen Bewegun-

und steht wie eine Bild-

e, so sehr ergreift die Me-

se, welche die Kirche erfüllt,

Seele. Er fragt sich, ob

nicht ein Gesang von

aphinen und Engeln ist,

ein Gebet begleitet. Kurz,

es ist voll von Bewunde-

und Entzücken, einen

gen Gesang, solche Harmonien und Melodien hat

keines von ihnen je gehört, und dies stumme

entzückte Staunen hält noch an, als die Orgel und

Gesang längst schweigen, denn in den Ohren eines

n tönt der überirdische Klang noch immer fort.

Als die Messe aber beendet war, da stürzte man schlen-

dt hinaus aus dem Gotteshaufe, um die Fremden

sehen, die im Schatten der großen Orgel unerkenn-

geblieben waren. Doch vergeblich. Die Gesuchten

nirgends zu erblicken, der Wagen hat sie dem We-

ge des Gesichts bereits entführt. Auch der gute

rrer findet sich ein. Der muß wissen, wer die Frem-

de sind, der allein kann die gewünschte Auskunft geben.

es stürzt auf ihn ein. Der Pfarrer aber zuckt

Achseln. Auch er weiß nicht, wer die fremden

de sind, und kann nur so viel sagen, als er weiß,

dieselben spät abends, um Nachtquartier bittend,

der Glocke des Pfarrhauses gezogen haben. Das

alles. Mehr kann auch Scholastika nicht erzählen, die

allen Tanten und Klatschbasen des Orts umringt

mit neugierigen Fragen schier zutode gequält wird.

„Ein Wunder ist in unserm Ort geschehen! So

kann kein sterblicher Mensch singen und Orgel spielen!

Das waren Engel, die menschliche Gestalt angenom-

men haben! Der heilige Anastasius, unser Schutz-

patron, hat ein Wunder an uns verrichtet und uns

diese Engel hergesandt!" so riefen und jubelten alle,

und der gute Pfarrer, der seinen Kirchgängern die

Freude nicht verkümmern wollte, stimmte mit ein und

bestätigte, freilich mit feinem Lächeln, gerührt: „Ja,

ja, das waren reine Engelsstimmen, die da sangen!"

Tage und Wochen hindurch bildete jenes Ereignis

den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs in der

Familie wie in den öffentlichen Wirtschäften, und der

Glaube, daß man es mit einer überirdischen Erschei-

nung zu thun gehabt habe, befestigte sich immer mehr.

Nur Scholastika schien denselben nicht ganz zu teilen;

sie schüttelte wenigstens immer wie zweifelnd das

Haupt, wenn in der Weise von der Sache geredet wurde.

Wie in dieser Welt alles, so verblaßte mit der Zeit auch

dies Ereignis mehr und mehr, und nur der wadere Pfar-

rer dachte, wenn er in seinem Lehrstuhle saß, ab und zu

noch an seine geheimnisvollen

Gäfte und strengte vergebens

sein Gehirn an, um hinter das

Rätsel zu kommen. Da brachte

ihm eines schönen Abends der

Briefträger mit der Zeitung auch

einen großen, schweren Brief mit

dem Poststempel „Karlsruhe“.

Neugierig öffnete er ihn. Er

enthielt eine schöne Photogra-

phie in Kabinettsformat, die

er sofort erkannte: es war das

wohlgetroffene Bild des weib-

lichen Gesangsengels, der schö-

nen jungen blonden Frau, die

er beherbergt hatte. Er besah

das Bild mit Nahrung und

Interesse, dann drehte er es

um, um nach dem Namen des

Photographen zu sehen. Da

standen in zierlicher Schrift die

Worte:

„Dem braven und gütigen

Herrn Pfarrer zum Andenken

an die, die ihn niemals ver-

gessen wird,

Bianca, Großherzogin. Hofopernsängerin.“

Eine dunkle Röthe schoß dem würdigen Geistlichen

in das Gesicht.

„Eine Schauspielerin!" murmelte er bestürzt, indem

er der hinzutretenden Scholastika das Bild zeigte.

„Da haben wir den Salat! Hätten Sie die Leute, welche

Sie aufnahmen, gefragt, wer sie seien, dann wäre es

Ihnen nicht widerfahren, solche Künstler- und Komö-

diantensympschast zu beherbergen!" rief diese ingrimmig.

„Du lieber Himmel, sie sang so schön!" besänftigte

sie der Pfarrer.

„Ist aber doch ein Satansbraten!" eiferte die Wirt-

schafterin.

„Schweigen wir darüber gegen jedermann!" sagte

der Pfarrer leise, aber nachdrücklich und mit bedeu-

tungsvollem Blicke.

Und sie schwiegen. An demselben Abend aber bes-

prengte Scholastika das Zimmer, in dem Bianca von

der Hofoper geschlafen hatte, energisch mit Weihwasser.

Albert Jaenich.



„Eine Schauspielerin!" murmelte er bestürzt, indem er der hinzutretenden Scholastika das Bild zeigte.

Bianca, Großherzogin. Hofopernsängerin.“

Eine dunkle Röthe schoß dem würdigen Geistlichen

in das Gesicht.

„Eine Schauspielerin!" murmelte er bestürzt, indem

er der hinzutretenden Scholastika das Bild zeigte.

„Da haben wir den Salat! Hätten Sie die Leute, welche

Sie aufnahmen, gefragt, wer sie seien, dann wäre es

Ihnen nicht widerfahren, solche Künstler- und Komö-

diantensympschast zu beherbergen!" rief diese ingrimmig.

„Du lieber Himmel, sie sang so schön!" besänftigte

sie der Pfarrer.

„Ist aber doch ein Satansbraten!" eiferte die Wirt-

schafterin.

„Schweigen wir darüber gegen jedermann!" sagte

der Pfarrer leise, aber nachdrücklich und mit bedeu-

tungsvollem Blicke.

Und sie schwiegen. An demselben Abend aber bes-

prengte Scholastika das Zimmer, in dem Bianca von

der Hofoper geschlafen hatte, energisch mit Weihwasser.

Albert Jaenich.

## Die Entdeckung von Amerika.



Et wör ens en Minste; de kunn de Eier staun laten, de het Klumbumbus. To den säd de Künig von Spanien: „Klumbumbus, kannst du nich Amerika entdecken? Hier heft du en Schep,



fett di dal un fähr hen.“

„Jau,“ säd Klumbumbus, „dat kümmy mi got to passe.“ Nu gung et los. Na dree Dage kem de Stüermann von et Schep to Klumbumbus und säd: „Klumbumbus, ick seh noch keen Land.“

„Dat Gi steit auf noch nich,“ säd Klumbumbus, „fik man von Frischen to.“

Na vertein Tage kem he weder: „Klumbumbus, ick seh noch keen Land.“

„Dat Gi steit auf noch nich, fik forts wier to.“

„So gung et noch en Stüender tein Mol. Met ens kem de Stüermann

„Klumbumbus, Klumbumbus, ick seh Land!“

„Geww ick dat nich immer seggt,“ säd Klumbumbus, „et Gi steit auf“

„Un se fährden ant Land, do wören luter swatte Minsten.“ „Gan

aut,“ säd Klumbumbus, „is dat hier Amerika?“

„Jau,“ säd-

den de Swatten.

„Sünd ji denn

Negers?“

„Jau,“ dat

sünd wi! Denn

büist du wohl

Klumbum-

büs?“

„Stimmt,“

säd Klumbum-

büs.

„Dunnerflag,

..... denn helpt dat nich, denn sünd wi entd:kt!“



## Vom alten Wrangel

wird die nachfolgende Geschichte mitgeteilt, die vor vielen andern ähnlichen Erzählungen wenigstens den Vorzug der Wahrheit hat. Als im Jahre 1864 der alte General von Wrangel an der Spitze einer gegen Dänemark marschierenden Heeresmacht zum zweiten Male Schleswig-Holstein betrat, hatte er eines Tages in einem schleswig'schen Dorfe für einige Stunden Rast angeordnet und war in einem jener großen Bauerngehöfte abgestiegen, die außer der bäuerlichen Landwirtschaft als Nebengewerbe die Gastwirtschaft betrieben. Bei der behäbigen, sauberen Wirtin war ein Frühstück bestellt worden, und während sie mit der Zubereitung desselben beschäftigt war, hatte Vater Wrangel die sogenannte Staatsstube betreten, und da er sich dort allein befand, so vertrieb er sich die Zeit mit der Betrachtung der Bilder, die an den Wänden zur Verschönerung des Zimmers aufgehängt worden waren. Außer einigen graueneinflößenden Schlachtenbildern und dem bekannten sehr verbreiteten Bilde, welches das Begräbnis des Jägers darstellt, dessen Sarg von vier Hirschen getragen und von allen möglichen Jagdtieren begleitet wird, fand sich auch Napoleon I., Zar Nikolaus und endlich neben dem letztern auch das Brustbild des Vater Wrangel, natürlich alles aus der bekannten

Kunsthandlung von Gustav Kühn in New-Napoli. Gerade als Wrangel sich in die Betrachtung seines eigenen, keineswegs schönen Kontorfeis vertieft hat, tritt die Bäuerin das Zimmer, um auf dem bereits saubere Weise sauber gedeckten Tisch noch einiges Gerät aufzutragen. Wrangel wendet sich zu der Frau und ruft: „Mutterken, komm' Sie mal her,“ und als die Frau an ihn herantritt, fragt er, auf sein Bild zeigend: „Ist denn das?“ Die Frau, die nach dem Namen des Generals nicht gefragt und keine Ahnung hat, was er ihr steht, antwortet ganz verwundert: „Na, kennst du den ollen Wrangel nich? Ein Nahm steit jo gram in immer schrieben!“ — „Ja das seh' ich wohl,“ erwidert der Alte, „aber dat is ja scheußlich!“ — „Nu,“ antwortet die Frau ganz ernsthaft, „dat schadt jo nich, wenn man ähnlich is!“ und damit geht sie geschäftig zur Thür hinaus. Wrangel, halb verdutzt, halb belustigt, wendet der Frau nach und in demselben Augenblicke tritt einige Offiziere seines Stabes herein, denen er seinen kleinen Vorfall erzählt, worauf diese in erschallendes Gelächter ausbrechen, in das der greise Feldherr alsbald mit einstimmt. Später hat er die Geschichte wiederholt erzählt, hat aber stets hinzugefügt: „Ähnlich ist es aber doch nicht gewesen, denn sonst hätte sie mich erkannt!“